

Damaris Nübling

**Von *Monika* zu *Mia*, von *Norbert* zu *Noah*:
Zur Androgynisierung der Rufnamen seit 1945
auf prosodisch-phonologischer Ebene¹**

Zusammenfassung: In diesem Artikel wird erstmals der Wandel der phonologischen und prosodischen Strukturen der deutschen Rufnamen seit 1945 bis heute (2008) bezüglich der Kennzeichnung von Sexus beziehungsweise Gender untersucht. Auf der Grundlage der 20 häufigsten Rufnamen wird gezeigt, wie weibliche und männliche Namen sich diachron im Hinblick auf ihre Sonorität, die verwendeten Vokale (besonders im Nebenton), Hiäte, Konsonantencuster, die Silbenzahl und das Akzentmuster verändern. Das wichtigste Ergebnis ist, dass heute die Rufnamen beider Geschlechter strukturell so ähnlich sind wie nie zuvor. Damit hat sich seit dem 2. Weltkrieg eine Androgynisierung vollzogen.

Abstract: This article examines for the first time the change of phonological and prosodic structures of the German first names from 1945 up to today (2008) with respect to the encoding of sex and gender. On the basis of the 20 most frequent first names it will be demonstrated how female and male names change diachronically with respect to sonority, the used vowels, consonant clusters, their number of syllables and their stress pattern. The most important result is that the structures of the first names of both sexes have become more similar and thereby more androgynous over time.

I. Ausgangspunkt und Zielsetzung

Anlass zu diesem Thema sind zwei Publikationen aus dem Jahr 2003: Zum einen 'Naming Gender – Empirische Untersuchungen zur phonologischen Struktur von Vornamen im Deutschen' von Susanne Oelkers, in dem die Linguistin deutsche weibliche und männliche Rufnamen aus den 1990er Jahren auf ihre phonologischen Strukturen hin untersucht und der Frage nachgeht, inwieweit damit auch Weiblichkeit und Männlichkeit kodiert wird (sich auch Oelkers 2004). Damit wurde erstmals überhaupt eine solche an

¹ Renata Szczepaniak und Amaru Flores danke ich sehr für Ratschläge, Diskussion und für Unterstützung bei der Erstellung der Diagramme.

sich naheliegende Fragestellung für das Deutsche wissenschaftlich verfolgt. Dass die deutschen Rufnamen gesetzlich zu sogenannter Geschlechtsoffenkundigkeit verpflichtet sind, ist allseits bekannt, doch wurde nie untersucht, worin oder worauf genau Geschlecht markiert wird. Was also macht eine *Doris* weiblich und einen *Boris* männlich – beziehungsweise eine *Janina* weiblicher und einen *Horst* männlicher? Auch wurde nie ernsthaft hinterfragt, ob eine onymische Geschlechtsspezifikation überhaupt nötig ist (man vergleiche dazu die gegenwärtige Diskussion um die radikale Aufhebung der sexusspezifischen Rufnameninventare in Schweden, initiiert durch die feministische Partei 'Feministisk Initiativ'). Damit tragen Rufnamen (im Gegensatz zur Eigennamendefinition) eine Information: Sexus. Inwieweit damit auch Gender (im Sinne des sozialen Geschlechts) kodiert wird, ist eine weitere Frage.

Zum anderen erschien 2003 'Die Moderne und ihre Vornamen' des Soziologen Jürgen Gerhards. Für uns ist insbesondere Kapitel 8 'Geschlechtsklassifikation durch Vornamen und Geschlechtsrollen im Wandel' von Belang. Ziel dieses Bandes ist es, „anhand der Vergabe von Vornamen kulturelle Modernisierungsprozesse für die letzten einhundert Jahre sowohl empirisch zu beschreiben als auch durch Rekurs auf strukturelle Veränderungen zu erklären“ (S. 29). Da die Untersuchung von S. Oelkers (2003) nur synchron angelegt ist, erhofft man sich von dem Kapitel zur Geschlechtsklassifikation von J. Gerhards (2003) Aufschluss über die Diachronie der Markierung von Geschlecht auf Rufnamen. Doch erweist sich hier, dass die Analyse aus linguistischer Perspektive zu kurz greift: Hier wird einzig und allein der Namenslaut betrachtet.

Dieser Beitrag setzt sich zum Ziel, anhand einer tiefergehenden prosodisch-phonologischen Analyse der populärsten Rufnamen von 1945 bis heute (2008) der Frage nachzugehen, ob im Laufe der Zeit eine Androgynisierung der Rufnamen stattgefunden hat insofern, als Strukturen, die bislang dominant nur für das eine Geschlecht galten, zunehmend auch für das andere Geschlecht gewählt werden oder als geschlechtspräferente Strukturen nivelliert oder gar abgebaut werden. Denkbar sind auch gemeinsame Entwicklungen in die gleiche Richtung. Die untersuchten Parameter betreffen die An- und Auslautstruktur, die Sonorität der Einzellaute, den Vokalismus, Konsonantencluster, Hiats, die Silbenzahl sowie die Akzentstrukturen. Dabei verzichte ich auf den weitergehenden Bereich der Phonosemantik (beziehungsweise Psychophonetik), das heißt, ob es 'weiblich' beziehungsweise

'männlich' klingende Laute beziehungsweise Klangassoziationen gibt. Hierfür sei auf S. Oelkers (2003:69-123) verwiesen.

II. Gerhards (2003): 'Geschlechtsklassifikation durch Vornamen und Geschlechtsrollen im Wandel' und die Bewertung aus linguistisch-onomastischer Perspektive

Wir beginnen mit J. Gerhards (2003) und seiner empirischen Grundlage. Die Datenbasis zu seinen Untersuchungen basiert auf Geburtseinträgen von 1894-1994 beziehungsweise 1998 in der westdeutschen Kleinstadt Gerolstein (ca. 100 km von Köln entfernt) und der ostdeutschen Stadt Grimma. Gerolstein ist mehrheitlich katholisch, Grimma evangelisch beziehungsweise, seit 1949, eher konfessionslos. In Gerolstein wurden die jeweils ersten 100 Geburten von 1894-1950 in vierjährigen, von 1950-1994 in zweijährigen Abständen erfasst. Ähnlich in Grimma: Hier wurden die jeweils ersten 100 Geburten von 1894-1998 in zweijährigen Abständen ermittelt, das heißt, pro erhobenem Jahr liegen ca. 50 Mädchen- und 50 Jungennamen zugrunde (Tokens, das heißt Mehrfachvergaben eines Namens sind darin enthalten). Den Geburtseinträgen wurden folgende Daten entnommen: das Geburtsdatum, der erste Vorname, das Geschlecht des Kindes, weitere eventuelle Vornamen, die Religionszugehörigkeit und der Beruf von Mutter und Vater. Diese Informationen dienen auch für die Fragestellungen der anderen Kapitel, die hier kurz aufgelistet seien:

- Das Aufbrechen religiöser Ligaturen: Säkularisierungsprozesse
- Politischer Regimewechsel und der Aufstieg und Fall deutscher Vornamen
- Verwandtschaftsbeziehungen und der Bedeutungsverlust verwandtschaftlicher Traditionsbindung
- Individualisierungsprozesse, Klassenbindung und Distinktionsgewinne
- Transnationalisierung der Vornamen und die Eigendynamik von Moden
- Geschlechtsklassifikation durch Vornamen und Geschlechtsrollen im Wandel.

Nur das letzte Kapitel wird im Folgenden von Belang sein. Grundsätzlich stellt der Verfasser seinen Kapiteln folgende Überlegungen voran:

„Die Ausführungen verstehen sich aber nicht in erster Linie als Beitrag zur als Onomastik bezeichneten Namensforschung; das selbst gesteckte Ziel ist ambitionierter. Die Verwendung und vor allem die Veränderung der Verwendung von Vornamen

in den letzten 100 Jahren dient hier als Indikator zur Operationalisierung von Prozessen kulturellen Wandels. Indikatoren sind bekanntlich empirische "Anzeichen", die auf die Existenz von theoretisch angenommenen Sachverhalten verweisen sollen; sie stehen für "etwas", ohne das "etwas" selber zu sein. Wir benutzen die Entwicklung von Vornamen als Indikator vor allem zur Messung von Prozessen kulturellen Wandels. Wir gehen davon aus, dass sich gleichsam im Mikrophänomen der Vergabe von Vornamen Makrokulturentwicklungen spiegeln und wir wollen diese Prozesse empirisch beschreiben und ursächlich erklären" (S. 28).

Im Fall der Geschlechtsklassifikation berücksichtigt J. Gerhards nur die Jahre 1950-1990, weil der für die Geschlechtsrollen massivste Wandel, die Emanzipation der Frau, im Gefolge von 1968 stattgefunden hat. Dies betrifft nicht nur die Rollenerwartungen an Frau und Mann, sondern auch die faktische Geschlechtsrollendifferenz, etwa ersichtlich an der Kleidung, der Anzeigenwerbung, vermehrter Geschlechterrepräsentanz in der Sprache und anderen sozialen Veränderungen. Zwei Fragenkomplexe leiten den Autor:

„In welchem Maße wird über die Benutzung von Vornamen das Geschlecht von Personen klassifiziert und lässt sich diesbezüglich ein sozialer Wandel der Abnahme der Geschlechtseindeutigkeit von Vornamen feststellen? Greifen die Eltern je nach Geschlecht des Kindes auf unterschiedliche Namenskulturkreise zurück, sind damit geschlechtsspezifische Rollenvorstellungen verbunden und haben sich diese im Zeitverlauf der letzten 100 Jahre verändert?“ (S. 152)

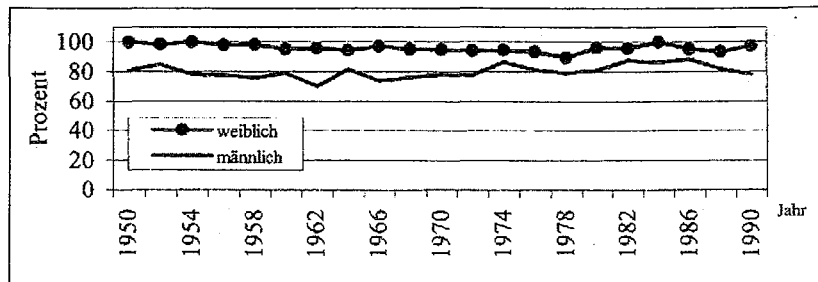
Seine Hypothese besteht darin, dass der gesellschaftlichen Annäherung der Geschlechterrollen eine Androgynisierung der Rufnamen folgen sollte.

Ob ein Rufname ein Mädchen- oder ein Jungenname ist, kann theoretisch auf purem Erfahrungswissen beruhen (vgl. *Doris* – *Boris*) – ähnlich der Tatsache, dass wir jedem Substantiv ein grammatisches Geschlecht zuordnen können, obwohl sich dieses nur sehr bedingt aus seiner phonologischen Struktur (oder anderen Merkmalen) ergibt. Geschlecht könnte also als Lexikoneintrag zum Namen mitgelernt werden. Dem ist faktisch jedoch nicht immer so, man erschließt, gerade bei unbekanntem Rufnamen, das Geschlecht des Trägers/der Trägerin 'irgendwie' aus der phonologischen Struktur. Dabei sind overt Verfahren wie Movierungen vom Typ *Martin* – *Martina* eher selten (die umgekehrte Ableitungsrichtung existiert im Deutschen nicht). Dass ein phonetisches Wissen besteht, legen Tests aus den USA nahe, die J. Gerhards resümiert. In den USA dürfen Rufnamen frei kreiert werden, und es besteht auch keine Verpflichtung zur Geschlechts-offenkundigkeit. Allerdings hat das Experiment von Lieberson/Mikelson (1995) gezeigt, dass bei solchen erfundenen Namen dennoch feste Ge-

schlechtszuordnungen vorgenommen werden: Einer Zufallsauswahl von 16 erfundenen (und auch wirklich vergebenen) Neunamen mussten 225 AmerikanerInnen das ihres Erachtens 'richtige' Geschlecht zuordnen. Das Gleiche wiederholte J. Gerhards mit 184 Leipziger Studierenden. In beiden Ländern wurden diese 16 Namen in erstaunlich übereinstimmender Weise sexus-klassifiziert (gleich ob das Kind nun tatsächlich ein Mädchen oder ein Junge war): Zu (teilweise weit über) zwei Dritteln wurde *Lamecca*, *Timitra*, *Maleka*, *Sukoya*, *Furelle*, *Shatrye* weiblich und *Husan*, *Oukayod*, *Cagdas*, *Gerais*, *Rashueen* männlich klassifiziert, was hier auch den tatsächlich benannten Geschlechtern entsprach, abgesehen von *Furelle*, das einen Mann bezeichnete. 'Probleme' bereiteten die Namen *Shameki* (♀), *Chanti* (♂), *Kariffe* (♀) und *Triciaan* (♀) – bei letzterem wurde das Geschlecht zwar in den USA zu fast 70% richtig erschlossen, in Deutschland aber nur zu 7%. Bei *Jorell* (♂) tippten in den USA fast 80% richtig, in Deutschland 50%. Da das Erfahrungswissen bei solchen neuen Namen nicht greifen kann, müssen es phonologische Strukturen sein. Der Auslaut *-a*, auch der auf *-e*, löst offensichtlich eine weibliche Klassifikation aus, Namen auf Konsonant eine männliche, bei solchen auf *-i* ergeben sich Probleme.

J. Gerhards schließt daraus: „Zur Bestimmung einer typisch männlichen und typisch weiblichen Phonetik kann man sich auf die Endlaute konzentrieren; wenn die Endlaute uneindeutig sind, dann, so die Vermutung, schließt man von den anderen Phonemen auf das Geschlecht des Namens“ (159). Dabei scheint J. Gerhards nicht von der phonologischen, sondern von der graphematischen Oberfläche auszugehen (von Transkriptionen ist nirgendwo die Rede). Entsprechend unbefriedigend und wenig aussagekräftig fallen auch J. Gerhards' Befunde und Schlussfolgerungen aus. Dabei fasst er nun alle Namen zwischen 1950 und 1998, die auf *-a* oder *-e* enden, zu den weiblichen und die auf *-n*, *-s*, *-d* und *-r* endenden zu den männlichen Rufnamen, wohl wissend, dass es auch Namen wie *Sascha* (♂) und *Doris* (♀) gibt. Anschließend überprüft er, ob sich die Geschlechtsklassifikation über diese Namensgänge im Zeitverlauf verändert, das heißt, ob immer mehr konsonantisch auslautende Mädchennamen beziehungsweise immer mehr auf *-a* oder *-e* auslautende Jungennamen gewählt werden. Hier das Ergebnis:

Abb. 1: Die 'geschlechtskennzeichnende[n] Endungen im Zeitverlauf' aus J. Gerhards (2003:163)



Ergebnis: Die Markierung von Geschlecht ändert sich kaum im Zeitverlauf, eine Androgynisierung findet nicht statt, die gesellschaftlichen Umbrüche schlagen sich nicht in den Namen nieder. „Das Ergebnis unserer Analysen ist damit relativ eindeutig: Vermännlichungs- und Verweiblichungsprozesse von Vornamen lassen sich für die Zeit von 1950 bis 1990 nicht nachzeichnen. Die Klassifikation des Geschlechts eines Kindes durch den Vornamen hat sich im Zeitverlauf nicht verändert“ (164). Die Klassifikation von Menschen nach ihrem natürlichen Geschlecht stelle offensichtlich „einen so fundamentalen Mechanismus der Ordnungsbildung“ dar, „dass dieser indifferent ist gegenüber dem Wandel der Geschlechtsrollen [...]“ (165).

Dagegen sieht J. Gerhards in der kulturellen Herkunft eines Rufnamens eine Kodierungsmöglichkeit von Gender im Sinne des konstruierten sozialen Geschlechts, der Geschlechterrollen. Dazu teilt er seine Rufnamen in christliche und deutsche (= germanische) ein. Die untersuchten 100 Jahre zeigen, dass der Anteil der deutschen Namen bei den Mädchen schon immer gering war (um die 20%) und 1994 gegen Null geht, während er bei den Jungen immer höher war (1894 betrug er ca. 50%), ab 1942 auf über 60% ansteigt und seit 1964 zurückgeht, um heute ähnlich niedrig zu liegen wie bei den Mädchen. Umgekehrt ist der Anteil christlicher Namen bei den Mädchen bis 1964 höher als bei den Jungen. Daraus folgert J. Gerhards, dass man Jungen „mit einer deutsch-nationalen, aktiv gestaltenden Öffentlichkeitsrolle“ assoziiere, die Mädchen dagegen „mit einer übersinnlichen, außerweltlichen Sphäre“ (S. 169). Frauen „bleiben stärker christlich religiös verhaftet, ihre Sphäre liegt im Privaten und im Übersinnlichen“ (S. 171). Auch dass Mädchennamen im Laufe der Zeit häufiger wechseln als Jungennamen, wird wie

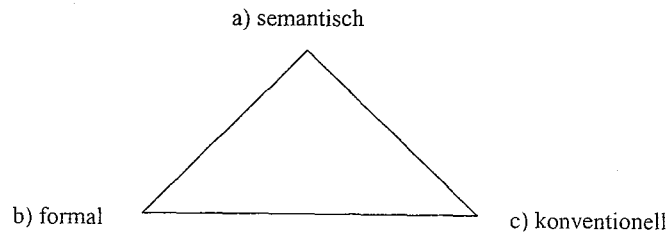
folgt interpretiert: Jungen werden eher auf das Traditionelle, Feste, Stabile verpflichtet, Mädchen gewähre man „größere Offenheit und Leichtigkeit“ (S. 167). Hier also finde die Befruchtung der Rufnamen mit geschlechtstypischen Rollenvorstellungen (Gender) statt. Dagegen praktiziere man auf der Ebene der Namenphonetik, genauer: des Auslauts, die ('natürliche') Geschlechtsklassifikation als Sexusanzeige, die sich auch kaum verändert habe und „indifferent ist gegenüber sozialem Wandel“ (S. 173). Dies sei insgesamt „ein konsistentes, wenn auch zum Teil unerwartetes Ergebnis“ (S. 172).

Aus linguistisch-onomastischer Perspektive ist dem zweierlei entgegenzuhalten:

Spätestens seit dem 2. Weltkrieg (für die Zeit davor gibt es keine Befragungen) folgt die Rufnamenvergabe primär euphonischen Kriterien: Elternbefragungen in den 1960er bis 1980er Jahren sprechen deutlich für die Dominanz des Wohlklangs, was immer dies im Einzelnen bedeuten mag und wozu man auch (meist getrennt aufgeführte) Kriterien wie 'Kürze', 'Schlichtheit', 'Seltenheit' und 'Harmonie mit dem Familiennamen' zählen sollte. Als nicht euphonisch motivierte Vergabekriterien sind allenfalls noch die Nachbenennung nach Familie, Patenschaft, Heiligen oder nach anderen konkreten Vorbildern zu finden, aber nicht Herkunft oder Etymologie des Namens (siehe Debus 1985, 1987). Außerdem dürfte den wenigsten Eltern bekannt sein (auch nicht unbewusst), dass so ähnlich strukturierte Namen wie *Peter* und *Hans* christlich sind, *Dieter* und *Heinz* aber deutsch. Ähnliches gilt für *Rita* (christlich), *Britta* (keltisch) sowie *Helga* (germanisch).

Außerdem wird man der Kodierung von Weiblichkeit und Männlichkeit nicht ansatzweise gerecht, indem man hierfür nur den Namensauslaut heranzieht. Zumindest für das Deutsche ist dieses Vorgehen unzureichend. Hierfür muss der gesamte Wortkörper in Betracht gezogen werden. S. Oelkers (2003) weist nach, dass im Deutschen Geschlecht (ob Sexus oder auch Gender, soll hier offen bleiben) auf dem gesamten Namen kodiert wird. Grundsätzlich gibt es nach S. Oelkers (2003:41ff.) drei Möglichkeiten, Geschlecht onymisch zu markieren:

Abb. 2: Formen der Geschlechtsmarkierung an Personennamen



- a) Beim **semantischen Prinzip** muss der Name inhaltlich verständlich, also sprechend sein. Einige Kulturen, in Zügen auch das Germanische mit seinen sogenannten programmatischen Rufnamen, praktizieren dieses Prinzip, zum Beispiel das Chinesische, das Japanische, das Türkische. Hierbei sind sozialen Geschlechtszuschreibungen (Genderungen) Tür und Tor geöffnet, je nachdem, welche Attribute oder erstrebenswerte Eigenschaften man den Geschlechtern jeweils zuweist und in welchem Grad sich diese überschneiden beziehungsweise ausschließen. S. Oelkers (2003:41) erwähnt für das Türkische die Männernamen *Yılmaz* 'furchtlos' und *Kemal* 'Reife' sowie die Frauennamen *Aynur* 'Mondlicht', *Gül* 'Rose' und *Inci* 'Perle'.
- b) Beim **formalen Prinzip** kommen Affixe oder andere eindeutige, segmentierbare Namenbestandteile zum Einsatz, etwa Movierungssuffixe wie in nhd. *Martin-a*, *Bernhard-ine*, *Christian-e*. Dieses Verfahren ist im Deutschen nur schwach ausgeprägt. Viel eher ist das Italienische diesem Typus zuzuordnen, da aufgrund spezifischer Namensauslaute die Geschlechter tatsächlich (fast) eindeutig erschließbar sind: Wie A. Barde-sono (2008) ermittelt hat, lauten 95% der weiblichen Rufnamen auf *-a* und 4% auf *-e* aus, während 77% der männlichen Rufnamen auf *-o*, 14% auf *-e* und 4% auf *-a* enden (sowie 3% auf *-i* und 1% auf *-l*). Dies resultiert aus dem formalen System des Lateinischen, man vergleiche *Claudi-a* vs. *Claudi-us*.
- c) **Konventionelle Systeme** sehen zwei getrennte Inventare an Frauen- und Männerrufnamen vor, die man im Extremfall auswendig lernen muss. Hierzu ist das Deutsche zu rechnen, auch wenn, wie S. Oelkers gezeigt hat, das phonologische Material der Namen massiv zur Geschlechtskennzeichnung verwandt wird und es erlaubt, auch neue Namen eindeutig

nach Sexus zu klassifizieren. Die Prinzipien sind jedoch subtiler, das heißt weniger overt wie beim formalen Prinzip und wie auch von J. Gerhards (2003) angenommen, der mit seiner Fokussierung einzig des Auslauts (beziehungsweise Endgraphems) dem Deutschen ein formales System unterstellt.

Geschlechtsambige Namenkulturen dürften insgesamt selten sein (zu einem Überblick hierzu siehe Brylla 2001b). Doch erlauben manche Länder wie zum Beispiel die USA den Gebrauch geschlechtsneutraler Namen. Dass AmerikanerInnen dennoch, selbst wenn sie Namen erfinden, von geschlechtstypischen Mustern Gebrauch machen, wurde oben im Zusammenhang mit der Studie von St. Lieberson/K. Mikelson (1995) bereits erwähnt. H. Barry/A. Harper (1982, 1993) haben sogenannte *unisex names* in den USA untersucht und sind zu dem Ergebnis gelangt, dass diese nur während einer vergleichsweise kurzen Zeit wirklich für beide Geschlechter verwendet werden. Im Laufe der Zeit werden sie immer öfter exklusiv an Mädchen vergeben – und es hat sich herausgestellt, dass *unisex names* mehrheitlich einstigen Männernamen entstammen:

„This prediction [dass *unisex names* öfter männlichen Ursprungs sind und sich zu weiblichen weiterentwickeln als umgekehrt] is based on cultural attitudes, males being favored but more limited by sex stereotyping. Therefore, parents are more likely to give their daughter a traditional male name than to give their son a traditional female name. Unisex names are avoided for a son but not for a daughter.“
(Barry/Harper 1982:15)

In der Geschichte des Deutschen gab es nie geschlechtsambige Rufnamen in größerem Umfang (es handelt sich um wenige, aber umso mehr diskutierte Einzelfälle à la *Eike*, *Kim*, *Andrea*). Hier hat insgesamt ein Wandel von System (a) und (b) > (c) stattgefunden (mit Anteilen an (b)); siehe hierzu S. Oelkers 2003:45-56). Semantische Anteile des (germanischen) Systems (a) kamen wenn, dann in Adjektiven und Tierbezeichnungen zum Ausdruck. Insgesamt, dies wird immer wieder betont, haben die Namen beider Geschlechter an den Bereichen Kampf, Ehre und Heldentum gleichermaßen teil (siehe Andersson 1998, Brylla 2001a, b). Vorrangig hat jedoch das Genus des substantivischen Zweitglieds (der germanischen Namenkomposita) die Geschlechtsspezifikation geleistet. Dies hat als formales Verfahren (b) zu gelten. Nebenbei: Es ist erstaunlich, dass bei der langen und nicht nur in der Genderlinguistik geführten Diskussion um ein mögliches Verhältnis zwi-

schen Genus und Sexus diese enge und ausnahmslos geltende Genus/Sexus-Verschrankung nie gesehen wurde. Der semantische Gehalt dieser substantivischen Namensglieder war sogar sekundär – primär war die pure Genuszugehörigkeit.

Seit dem Mittelalter gilt für das Deutsche das konventionelle Prinzip, doch bilden sich heute im Zuge der freien Namenvergabe, die man frühestens ab dem 19. Jahrhundert ansetzt, immer mehr euphonisch motivierte Vergabekriterien heraus, die für die Mädchen früher und stärker wirken, für die Jungen später und schwächer (Debus 1985). Von juristischer Seite wird seit jeher Geschlechtsoffenkundigkeit gefordert, wie immer diese bestimmbar sein soll. Diese Geschlechtskennzeichnung erfolgt über subtile, auf dem gesamten Wortkörper verankerte phonologische Strukturmuster, denen im Folgenden genauer nachzugehen sein wird.

III. Die 20 häufigsten Rufnamen seit 1945

Hier ist nicht der Raum, jeweils die 20 häufigsten Rufnamen seit 1945 aufzulisten. Daher beschränke ich mich darauf, die Spitzenreiter von 1945, 1975 und 2005 zu liefern (siehe Tabelle 1).

Schon ein erster Blick auf Tabelle 1 erweist, dass es massive Veränderungen in der Rufnamenstruktur gegeben hat. Nicht nur hat sich der Namenbestand jeweils komplett erneuert, es sind auch die prosodisch-phonologischen Strukturen, die sich verändert haben. 2005 scheinen die Namen tendenziell kürzer zu sein, auch insgesamt 'weicher', sonorer, doch lassen sich Details noch kaum ablesen, auch nicht solche, die auf geschlechterdifferente Entwicklungen hindeuten könnten. Eine solche Analyse soll in Abschnitt IV. vorgenommen werden.

Zunächst zum weiteren Vorgehen und zum Korpus: Um der zentralen Frage nachzugehen, auf welche Namenstrukturen Eltern präferent zugreifen, interessieren vor allem die faktisch vergebenen Rufnamen (Tokens) und nicht etwa das Gesamtinventar an vorhandenen Rufnamen (Types). Bekanntlich divergieren Types und Tokens oft erheblich, das heißt, Eltern nutzen nur ein kleines Spektrum der möglichen Namen. Dies begründet, weshalb ich mich im Folgenden auf die 20 häufigsten Mädchen- und Jungennamen beziehe.

Tabelle 1: Die 20 häufigsten Rufnamen im Jahr 1945, 1975 und 2005²

| | 1945 | | 1975 | | 2005 | |
|----|-----------|----------|-----------|-----------|----------|------------|
| | weiblich | männlich | weiblich | männlich | weiblich | männlich |
| 1 | Renate | Hans | Sandra | Christian | Leonie | Lukas |
| 2 | Monika | Peter | Stefanie | Markus | Hanna | Leon |
| 3 | Karin | Klaus | Nicole | Michael | Anna | Luka |
| 4 | Ursula | Wolfgang | Kathrin | Stefan | Lea(h) | Finn |
| 5 | Brigitte | Jürgen | Tanja | Andreas | Lena | Niklas |
| 6 | Bärbel | Uwe | Anja | Thomas | Laura | Jonas |
| 7 | Elke | Bernd | Yvonne | Alexander | Emilie | Tim |
| 8 | Ingrid | Karl | Julia | Sven | Lara | L(o)uis |
| 9 | Helga | Horst | Claudia | Thorsten | Sophie | Jan |
| 10 | Christa | Dieter | Melanie | Jan | Marie | Paul |
| 11 | Gisela | Günther | Katja | Matthias | Julia | Felix |
| 12 | Hannelore | Heinz | Nadine | Frank | Sarah | Jannick |
| 13 | Jutta | Rainer | Silke | Martin | Lilli | Julian |
| 14 | Barbara | Michael | Andrea | Jens | Emma | Max |
| 15 | Heike | Manfred | Sonja | Sebastian | Lina | Philipp |
| 16 | Christel | Rolf | Susanne | Marco | Johanna | Maximilian |
| 17 | Marion | Gerhard | Bettina | Oliver | Ne(e)le | Ben |
| 18 | Erika | Werner | Daniela | Andre/é | Alina | Moritz |
| 19 | Angelika | Gerd | Sabine | Mark | Luisa | Nico |
| 20 | Anke | Helmut | Alexandra | Daniel | Sophia | Tom |

In der Literatur wird wenn, dann meist nur auf die Top 10 Bezug genommen, doch erscheint mir dies als zu begrenzt, zu wenig aussagekräftig und als zu sehr von möglicherweise anderweitig bedingten Modephänomenen abhängig zu sein. Bei den hier zugrunde gelegten Top 20 sind die einzelnen Rangpositionen für uns uninteressant: Es soll nur darum gehen, die häufigs-

² Von Schreibvarianten wird, auch im gesamten Text, weitestgehend abgesehen, da die phonologische Seite interessiert. Zu den Schreibungen siehe die Listen in "beliebte-vornamen". Aus Gründen der Lesbarkeit wird hier nur dann transkribiert, wenn es auf Details ankommt. Allen Auswertungen liegen die Transkriptionen zugrunde.

ten Namen eines Jahrgangs zu erfassen. Schätzungen beziehungsweise regional begrenzte Untersuchungen gehen davon aus, dass die häufigsten Namen von jeweils ca. 3-6% der Neugeborenen getragen werden (siehe zum Beispiel Debus 1977 für Kiel). Dabei gehen die Prozentzahlen mit der Zeit zurück, das heißt, die Namengebung wird individueller, etwas mehr bei den Mädchen als bei den Jungen (Debus 1976a). Exakte, bundesweit gültige Zahlen sind nicht verfügbar. Für vier Städte (Westberlin, Wiesbaden, Heidelberg, Tübingen) legt W. Seibicke (1991:110) einige Zahlen für das Ende der 1980er Jahre vor: Die jeweiligen Spitzenreiter bewegen sich tatsächlich zwischen 3,6% und 6,2%, und die Werte für den 1.-10. Namen, also die Top 10, reichen von 24% (Berlin, Jungen) bis 42,2% (Tübingen, Jungen). Auch wieviel Prozent der Kinder einen Namen der Top 20 trägt, wurde ermittelt. Hier variieren die Werte beträchtlich: Sie rangieren zwischen 25,6% (Heidelberg, Mädchen) und 67,3% (Tübingen, Jungen). „[M]it 20 Jungen- und 20 Mädchennamen [gemeint sind die Top 20 – DN] erfaßt man rund die Hälfte aller Erst- und Einzelvornamen“, schätzt W. Seibicke (1991:112). Heute dürfte der Wert etwas geringer ausfallen. Soviel zur Repräsentativität unseres Korpus.

Um die Datenmenge von 1945 bis heute handhabbar zu halten, habe ich Fünfjahresschritte gewählt: 1945, 1950, 1955 etc. bis 2005 und auch noch 2008, soweit bereits Daten verfügbar sind (Stand: Dezember 2008). Dies ergibt insgesamt 14 Jahresschnitte.

Valide und das gesamte Bundesgebiet abdeckende offizielle Daten gibt es bis heute nicht. Dies gilt auch für die jährlich in der Presse erscheinenden Rufnamenstatistiken, die von der ‘Gesellschaft für deutsche Sprache’ (GDS) ermittelt werden (und auch im ‘Sprachdienst’ veröffentlicht werden). Die datenliefernden Standesämter werden zwar von Jahr zu Jahr zahlreicher (2006 waren es 180) – doch erschwert dies umgekehrt die Vergleichbarkeit zwischen den Jahrgängen. Da die GDS immer nur die zehn häufigsten Rufnamen errechnet und dabei – dies betrifft und verzerrt vor allem die Mädchennamenstatistik – die Zweit- und Drittrufnamen mitzählt, das heißt wie Erstrufnamen behandelt statt sie herauszurechnen, verzerren typische, immer wiederkehrende Zweittrufnamen wie *Marie*, *Maria*, *Sophie* schon seit Jahren die Top 10, indem sie dauerhaft die ersten Ränge besetzen beziehungsweise blockieren.

Deshalb beziehe ich mich auf eine andere Quelle, nämlich ‘www.beliebte-vornamen.de’. Diese Statistik zieht ebenfalls Standesämter heran, zusätz-

lich Geburtskliniken, Geburtshäuser und andere Quellen. Hier werden jedoch jeweils die ersten 250 Ränge errechnet. Dies ist – neben der guten Zugänglichkeit über Internet – ein entscheidender Vorteil gegenüber den GDS-Daten: Man kann ermitteln, was sich jenseits der Top 10 beziehungsweise Top 20 abspielt. Im Gegensatz zu den Daten der GDS gehen bei ‘beliebte-vornamen’ die Zweit- und Drittrufnamen nicht in die Häufigkeitsstatistik ein, sie werden herausgenommen und extra gezählt. Des Weiteren gehen die Statistiken historisch viel weiter zurück, genau bis 1890. Dies ist für diachrone Untersuchungen wie diese hier von unschätzbarem Wert. Die Daten der GDS beginnen mit einiger Regelmäßigkeit erst in den 1980er Jahren, Zahlen davor sind nur für wenige Jahrgänge erhältlich. Um sicher zu gehen, habe ich die Top 10 der GDS, soweit für die hier interessierenden Jahre überhaupt vorhanden, mit den Top 20 von ‘beliebte-vornamen’ abgeglichen: Fast ohne Ausnahme sind die Top 10 der GDS in den Top 20 enthalten, das heißt, beide Statistiken konvergieren in höchstem Maß. Eine Ausnahme bildet der typische Zweittrufname *Maria*, der 1990 – erwartungsgemäß – nur in den Top 10 der GDS enthalten ist. Die andere Ausnahme bilden *David* (2000 und 2005) sowie *Alexander* (2005): Auch *Alexander* ist ein typischer Zweitvorname und belegt denn auch in der Statistik der häufigsten Zweitvornamen im Jahr 2005 Platz 1 (<http://www.beliebte-vornamen.de/2005-zweitnamen.htm>). Differenzen gibt es nur in den einzelnen Rangabfolgen, doch diese sind für uns ohne Belang: Es geht einzig und allein darum, die häufigsten und damit typischen Rufnamen möglichst vieler Jahrgänge zu ermitteln, gleich ob sie auf Platz 1 oder auf Platz 20 stehen. Beide Statistiken äußern sich nicht darüber, ob beziehungsweise in welchem Ausmaß auch die Namen der DDR eingegangen sind. Doch ist bekannt, dass zu Zeiten der DDR ähnliche Namenmoden existiert haben wie in der damaligen BRD (siehe Seibicke 1991:106/107, Huschka et al. 2005). Wegen der Überzahl an positiven Argumenten liegen den nun folgenden Berechnungen die Top 20 der Internetseite ‘www.beliebte-vornamen.de’ zugrunde.

In einem ersten Schritt wurde das gesamte Rufnamenkorpus transkribiert (20x2x14=560 RufN). Schreibvarianten sind (weitestgehend) unerheblich, sie gingen daher auch nicht in mein Korpus ein (es wurde jeweils die üblichere Schreibvariante gewählt). Nur in wenigen Fällen konnte nicht eindeutig transkribiert werden, zum Beispiel bei *Andre/André* (Akzentposition), ebenso bei *Marcel* und *Kristin* (auch Akzentposition). In solchen Fällen wurden beide Varianten mitgezählt und entsprechend auf 21 statt 20 Namen

bezogen. Bei *Jessica* und *Jennifer* wurde die englische Aussprache mit [dʒ] angesetzt. Selbstverständlich müssen die eingetragenen Namensvollformen zugrunde gelegt werden, das heißt, dass ein *Maximilian Max* genannt wird, ist zwar anzunehmen, aber nicht mit Sicherheit gegeben – zumal *Max* oft in denselben Top 20 vorkommt. Dieses Problem der späteren Namenverkürzung oder -veränderung gilt für viele andere Namen auch und muss hier außer Betracht bleiben.

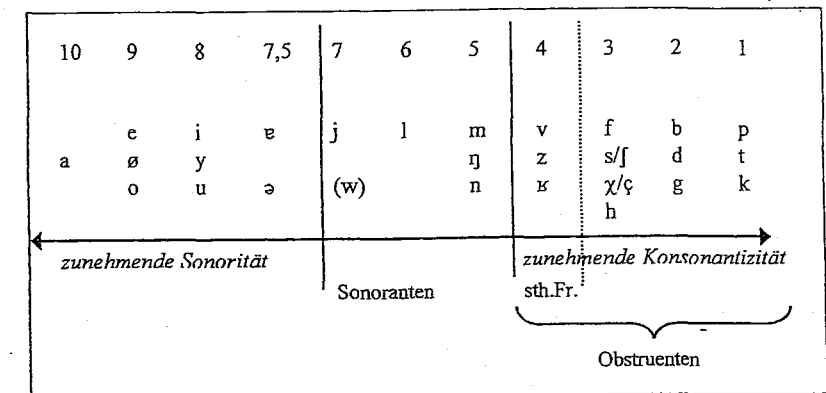
Die wenigen Affrikaten und Diphthonge wurden biphonematisch transkribiert und gezählt (z.B. *Franziska* [fʁan.ʻtsis.ka], *Laura* [lau.ʁa], *Klaus* [klaus]). Hiäte wurden als zwei Silben gewertet, auch wenn sie bei Allegrosprechweise zu einer Silbe kontrahiert werden könnten: *Christian* [ʻkʁis.ti.an], *Christiane* [kʁis.ti.ʻa:nə], *Sebastian* [ze.ʻbas.ti.an], *Julia* [ʻju:.li.a]. So wurde auch deshalb verfahren, weil in vergleichbaren Fällen nicht immer davon auszugehen ist, dass tatsächlich kontrahiert wird, vgl. *Florian* [ʻflo:.ʁi.an], kaum *[ʻflo:ʁ.jan], auch *Adrian*, *Marianne* etc. Damit ist auch eine Gleichbehandlung mit anderen Hiäten gesichert, die keinesfalls kontrahiert werden: *Andreas* [an.ʻdʁe:.as], *Michael* [ʻmiça.el], *Matthias* [ma.ʻti:.as], *Marion* [ʻma:.ʁi.on]. Dieses Vorgehen ist im Fall von [ja] und [ua] durchaus diskutabel; S. Oelkers (2003) geht hier jeweils von nur einer Silbe aus, das heißt, *Florian* hat zwei und *Manuela* drei Silben. Da durch die hier vorgenommene prinzipielle Bewertung als Hiäte Jungen- wie Mädchennamen gleich behandelt werden, halten sich mögliche Verzerrungen zwischen den Geschlechtern in Grenzen. Auf die Transkription und Berücksichtigung des Knacklauts wurde grundsätzlich verzichtet: Im betonten Vokalanlaut ist er immer anzusetzen, in Fällen wie *Michael* ([ʻmiça.el] oder [ʻmiça.ʔel]) variiert dies regional oder individuell.

Viel wichtiger ist der Schritt in die Phonetik beim /r/-Laut, der je nach Position und Umgebung in seiner Realisierung stark schwankt und in keinem Fall (im Deutschen) als Liquid zu verbuchen ist. Im unbetonten Auslaut nach Schwa ist /r/ immer vokalisiert, das heißt, hier gilt *Peter* [ʻpe:tə] und *Dieter* [ʻdi:tə]. Damit lauten solche Namen vokalisches und nicht konsonantisch (wie bei Oelkers 2003 und v.a. Gerhards 2003). Das gleiche gilt für die präkonsonantische Position (*Bernd* [ʻbɛʁnt], *Werner* [ʻvɛʁ.nɛ]). Im Anlaut und intervokalisches wird /r/ als stimmhafter Frikativ [ʁ] angesetzt (*Renate* [ʁe.ʻna:tə], nach Konsonant als stimmloser Frikativ [χ] (*Britta* [bʁita], *Christa* [kʁis.ta]). Wie die Transkription von *Britta* außerdem zeigt, werden (phonetisch reale) ambisilbische Konsonanten angesetzt, die nur im

Hauptton vorkommen, das heißt, die betonten Silben in *'Anna, Bri'gitte* oder *Mari'anne* sind geschlossen. Die Silbengrenze verläuft durch den ambisilbischen (Kurz-)Konsonanten, angezeigt durch den daruntergesetzten Punkt. Alle Vokale, denen kein ambisilbischer Konsonant folgt, sind automatisch lang. Dennoch wird die Länge durch [:] markiert. Schließlich wurde auch die Auslautneutralisierung berücksichtigt.

In den wenigen phonologischen Rufnamenanalysen wird meines Erachtens allzu vereinfachend von einer Dichotomie zwischen Vokalen und Konsonanten ausgegangen und deren Anzahl dann oft in Relation (und damit Opposition) zueinander gesetzt. Bekanntlich erstreckt sich zwischen Vokalen und Konsonanten aber ein Kontinuum, das auf der Sonoritätsskala in Abbildung 3 abgebildet wird:

Abbildung 3: Die Sonoritätshierarchie und die Sonoritätswerte



Der linke Senkrechtstrich in Abbildung 3 zeigt die traditionelle Trennung zwischen Vokalen und Konsonanten an. Für unsere Belange besonders wichtig sind die Sonoranten, teilweise auch die stimmhaften Frikative (sth.Fr.), da diese dem Namen einen als weich empfundenen Klang verleihen und heute hochgradig euphonisch wirken. Nach rechts hin nimmt der Grad an konsonantischer Stärke zu, endend bei den stimmlosen Plosiven. Namen wie *Brigitte* oder *Peter* enthalten also starke Sonoritätskontraste, solche wie *Mia* oder *Leon* dagegen nur schwache. Um die Sonorität irgendwie messbar zu

machen, wurden Sonoritätswerte vergeben, die sich in der obersten Zeile von Abbildung 3 befinden. Dabei soll angenommen werden, dass der Sonoritätsabstand zwischen benachbarten Lauten immer 1 beträgt, das heißt, die stimmlosen Plosive bekommen den niedrigsten Wert 1, der Vokal /a/ erhält den höchsten Wert 10. Die beiden Schwa-Laute [ɐ] und [ə], die ohnehin nur in unbetonten Silben vorkommen, haben als einzige mit 7,5 Punkten einen Zwischenwert bekommen.

IV. Untersuchung und Ergebnisse

S. Oelkers (2003:125-214) hat in ihrer synchronen Untersuchung, basierend auf einem umfangreichen, repräsentativen Korpus aus den Gesamtdaten (Frequenzminimum: mind. 3mal vergeben) von sechs Städten in den 1990er Jahren³ (sogenannte 'Gesamtkorpora') sowie den bundesweit 30 häufigsten Namen aus dem Jahr 1999 (sogenanntes 'Frequenzkorpus'), die wichtigsten Strukturunterschiede zwischen Mädchen- und Jungennamen synchron untersucht. Das Korpus umfasst insgesamt 446 unterschiedliche Frauen- und 405 Männerrufnamen. Dabei ist sie zu folgenden signifikanten Ergebnissen gelangt (S. 220):

1. **Silbenzahl:** Frauennamen enthalten durchschnittlich mehr Silben als Männernamen.
2. **Hauptakzent:** Frauennamen sind durchschnittlich seltener auf der ersten Silbe betont als Männernamen.
3. **Konsonanten-/Vokalanteil:** Frauennamen enthalten durchschnittlich mehr Vokale, Männernamen mehr Konsonanten.
4. **Kernvokal** (= betonter Vokal): Frauennamen haben durchschnittlich häufiger einen hellen Kernvokal (= [e, ε, i, ɪ], Männernamen seltener.
5. **Auslaut:** Frauennamen lauten durchschnittlich häufiger vokalisch aus, Männernamen häufiger konsonantisch, und Frauennamen lauten durchschnittlich weicher aus, Männernamen härter.

Keine signifikanten Unterschiede gab es bezüglich des Anlauts, der Phonemzahl des Namens sowie der dunklen Kernvokale.

Unser Korpus basiert, wie schon erwähnt, auf den bundesweit 20 häufigsten Namen und umfasst insgesamt 560 Rufnamen. Hier besteht das Er-

³ Es handelt sich um die Städte Bielefeld, Darmstadt, Freiburg, Cottbus, Potsdam, Weimar.

kenntnisinteresse darin, die Diachronie möglicher struktureller Veränderungen zu erfassen. Dass dafür der Zeitraum von 1945 bis 2008 (mit insgesamt 14 Zeitschnitten) gewählt wurde, ist dem Interesse daran geschuldet, ob tiefgreifende onymische Strukturveränderungen innerhalb und zwischen den Geschlechtern mit solchen sprachexterner Art korrelieren. Damit soll die Hypothese von J. Gerhards (2003) nochmals überprüft werden. Konkret geht es dabei um folgende Fragestellungen:

1. **Sonorität:** Auf Basis der realitätsnäheren Transkriptionen sollen mögliche Sonoritätsverschiebungen innerhalb und zwischen den Geschlechtern bezüglich des Auslauts, des Anlauts, aber auch des gesamten Konsonantismus untersucht werden.
2. **Anzahl un- beziehungsweise nebenbetonter Vokale:** Es wird zu ermitteln sein, ob sich die Namen bezüglich der Anzahl un- beziehungsweise nebenbetonter Vokale verändert haben. Auch soll die Qualität dieser Vokale berücksichtigt werden.
3. **Konsonantencluster:** Es wird zu ermitteln sein, ob sich die Namen bezüglich der Anzahl an Konsonantenclustern verändert haben.
4. **Hiate:** Es wird zu ermitteln sein, ob sich die Namen bezüglich der Anzahl an Hiaten verändert haben
5. **Silbenzahl:** Es wird zu ermitteln sein, ob sich die Namen bezüglich ihrer Silbenzahl verändert haben.
6. **Akzentstrukturen:** Es wird zu ermitteln sein, ob sich die Namen bezüglich ihrer Akzentstrukturen verändert haben.

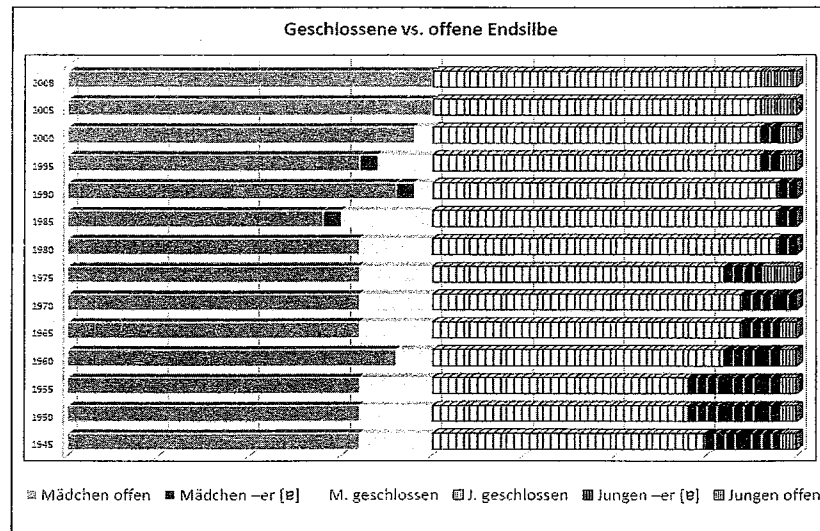
Selbstverständlich handelt es sich hierbei nicht nur um voneinander unabhängige Parameter: Es sind einige Implikationen vorhanden, die sich teilweise in ähnlichen Ergebnissen niederschlagen.

1. Sonoritätsberechnungen

Zu Beginn soll der als sexusspezifisch geltende **Auslaut** betrachtet werden, genauer die Endsilbe hinsichtlich geschlossen (auf C endend) beziehungsweise offen (auf V endend). Um diese diachronen Ergebnisse mit J. Gerhards (2003) und S. Oelkers (2003) vergleichbar zu machen, wurde – auch wenn <-er> [ɐ] (Typ *Peter*) als offen zu gelten hat – dieser Auslauttyp in Abbildung 4 gesondert ausgewiesen, und zwar durch die jeweils schwarz eingefärbten Säulenanteile. Bei den Mädchen spielt der -er-Auslaut kaum eine Rolle, bei den Jungen dagegen schon, das heißt, das bei J. Gerhards

(2003:163) und S. Oelkers (2003:185-197) diesbezüglich starke onymische Frau/Mann-Gefälle nivelliert sich dadurch etwas.

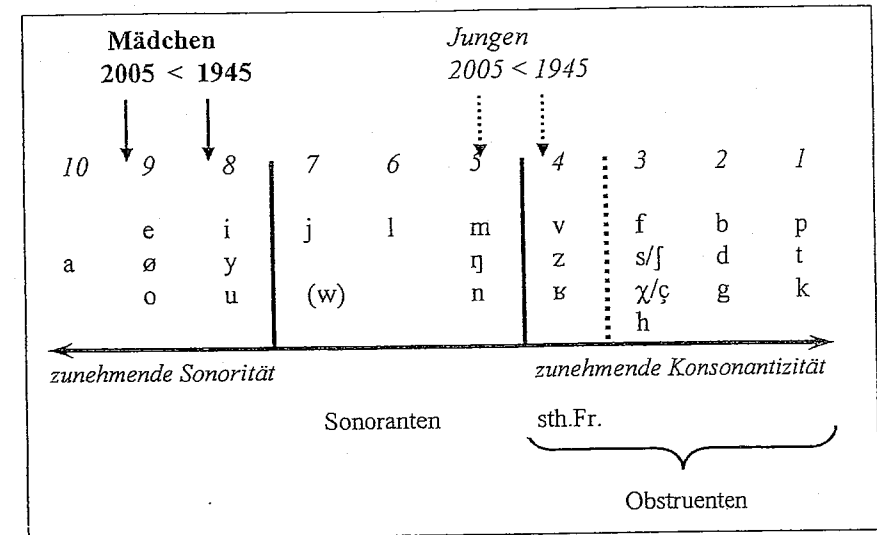
Abbildung 4: Geschlossene vs. offene Endsilbe



Im Zeitverlauf nehmen die männlichen *er*-Ausgänge stark ab; 2005 und 2008 sind sie gar nicht mehr vorhanden. Es dominiert bei den Jungen klar der geschlossene Namensausgang, bei den Mädchen dagegen der offene, was seit 2005 sogar zu 100% gilt. Insgesamt sorgt also das Strukturmerkmal offene vs. geschlossene Endsilbe für eine ausgeprägte und persistente onymische Geschlechterdifferenz.

Um die (künstliche) Dichotomie zwischen Vokalen und Konsonanten aufzubrechen, wurden alle Auslaute ihrem Sonoritätswert (gemäß Abbildung 3) zugeordnet. Diese Werte wurden pro untersuchtem Jahr addiert und dann durch 20 dividiert. Die Veränderung der Werte nur zwischen 1945 und 2005 zeigt Abbildung 5.

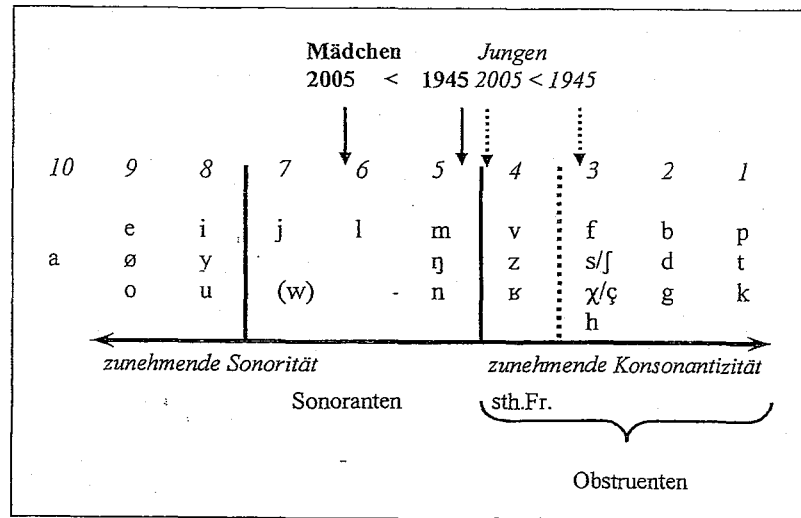
Abbildung 5: Auslautsonorität



Zu Abbildung 5: Beide Geschlechter trennt ein großer Sonoritätsabstand von ca. vier Sonoritätsgraden. Beide Geschlechter haben außerdem zwischen 1945 und 2005 einen leichten Sonoritätszuwachs erfahren: die Mädchen von 8,35 (1945) auf 9,4 (2005), die Jungen von 4,25 (1945) auf 4,9 (2005). Die diachrone Differenz beträgt bei den Mädchen 1,05 Sonoritätswerte, bei den Jungen nur 0,65.

Dagegen sind, wie auch schon S. Oelkers ermittelt hat, die **Anlaute** zwischen den Geschlechtern ähnlich, obwohl der Anlaut, da meist in der betonten Silbe befindlich, zur salientesten Wortposition zählt. Hier liegen, wie Abbildung 6 zeigt, die Sonoritätsmittelwerte jeweils dichter beieinander, wengleich sie zwischen 1945 und 2005 bei beiden Geschlechtern etwas zunehmen, und zwar um 1,5 Punkte bei den Mädchen und um 1,35 bei den Jungen. Durchschnittswerte: Mädchen 4,75 (1945) > 6,25 (2005); Jungen: 3,1 (1945) > 4,45 (2005).

Abbildung 6: Anlautsonorität ("sth.Fr." = stimmhafte Frikative)



Die größten diachronen Veränderungen haben sich indessen in der **Gesamtsonorität des Konsonantismus** abgespielt. Hierzu wurde die Gruppe der Sonoranten, zu denen auch der Halbkonsonant /j/ zählt, von den restlichen Konsonanten, das heißt den Obstruenten, getrennt erhoben. Abbildung 7 zeigt das Resultat. Den Kurven liegen dabei die konkreten Zahlen aus Tabelle 2 zugrunde. Für Abbildung 7, die nur den Sonorantenanteil ausweist, wurden sie in Prozen te umgerechnet. Abbildung 8 zeigt das Gleiche als Säulendiagramm.

Tabelle 2: Sonoranten, Obstruenten und Konsonanten gesamt: absolut

| | Kons. gesamt | Obstruenten | Sonoranten | Jahr | Sonoranten | Obstruenten | Kons. gesamt | |
|--|--------------|-------------|------------|------|------------|-------------|--------------|--|
| | | | | | | | | |
| | 59 | 40 | 19 | 1945 | 17 | 39 | 56 | |
| | 61 | 42 | 19 | 1950 | 20 | 38 | 58 | |
| | 55 | 37 | 18 | 1955 | 21 | 37 | 58 | |
| | 62 | 42 | 20 | 1960 | 23 | 39 | 62 | |
| | 64 | 47 | 17 | 1965 | 20 | 41 | 61 | |
| | 64 | 42 | 22 | 1970 | 22 | 41 | 63 | |
| | 63 | 33 | 30 | 1975 | 26 | 40 | 66 | |
| | 58 | 34 | 24 | 1980 | 26 | 47 | 73 | |
| | 62 | 37 | 25 | 1985 | 25 | 47 | 72 | |
| | 63 | 37 | 26 | 1990 | 26 | 42 | 68 | |
| | 49 | 24 | 25 | 1995 | 31 | 28 | 59 | |
| | 44 | 16 | 28 | 2000 | 34 | 25 | 59 | |
| | 38 | 11 | 27 | 2005 | 31 | 24 | 55 | |
| | 37 | 11 | 26 | 2008 | 28 | 23 | 51 | |

Abb. 7: Prozentualer Anteil aller Sonoranten an allen Konsonanten (Kurven)

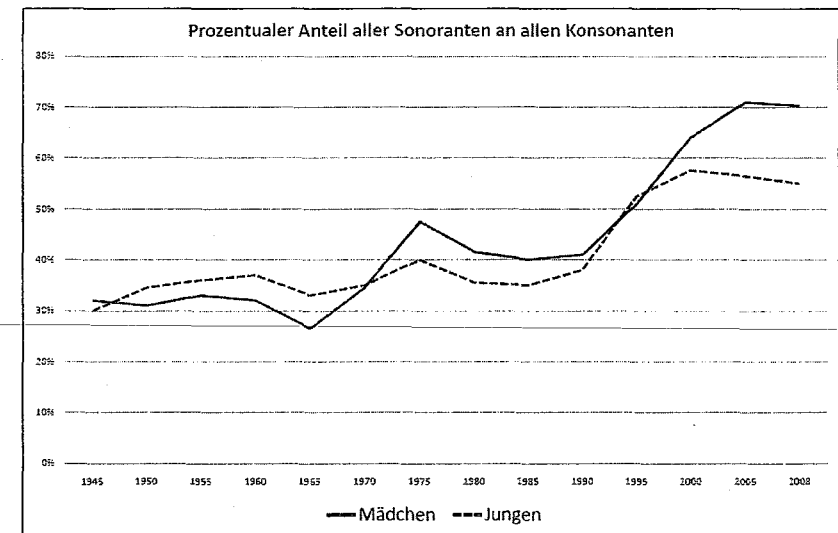
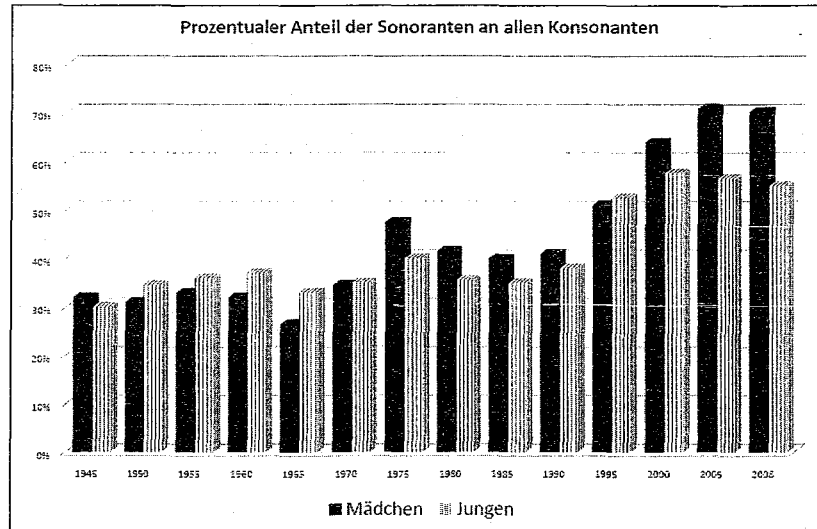


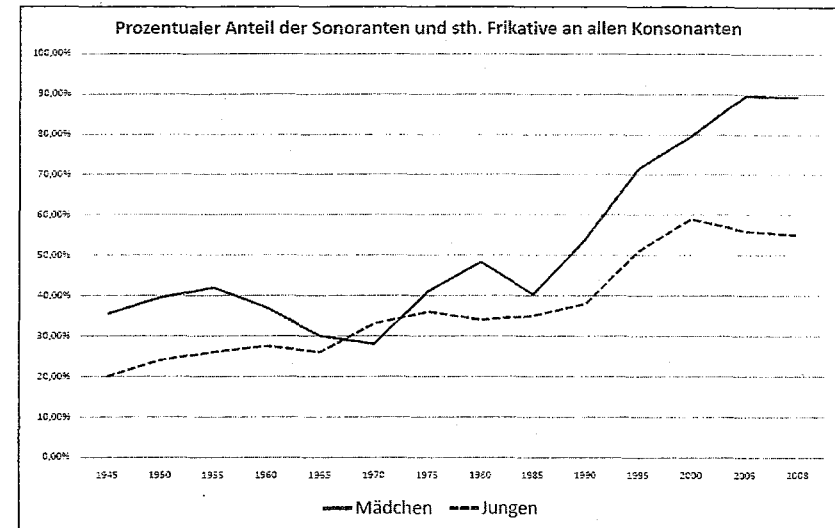
Abb. 8: Prozentualer Anteil aller Sonoranten an allen Konsonanten (Säulen)



Deutlich steigen bei beiden Geschlechtern die Sonorantenanteile an, wobei sie gemeinsam bei ca. 30% im Jahr 1945 starten. Ab 1965 und insbesondere 1990 gehen die Werte in die Höhe, um bei den Mädchen 2005 bei ca. 70% anzugelangen, bei den Jungen bei 55%.

Da auch stimmhafte Frikative, das heißt [v, z, ʒ], die Gesamtsonorität erhöhen, wurden sie in Abbildung 9 den Sonoranten zugeschlagen. Hier treiben sie die Werte bei den Mädchen auf 90%, bei den Jungen bleibt es bei den 55%. Typische Namen mit stimmhaften Frikativen sind *Susanne*, *Sarah*, *Vanessa*, *Lisa* – *Sebastian*, *Sven*.

Abb. 9: Prozentualer Anteil der Sonoranten und stimmhaften Frikative an allen Konsonanten



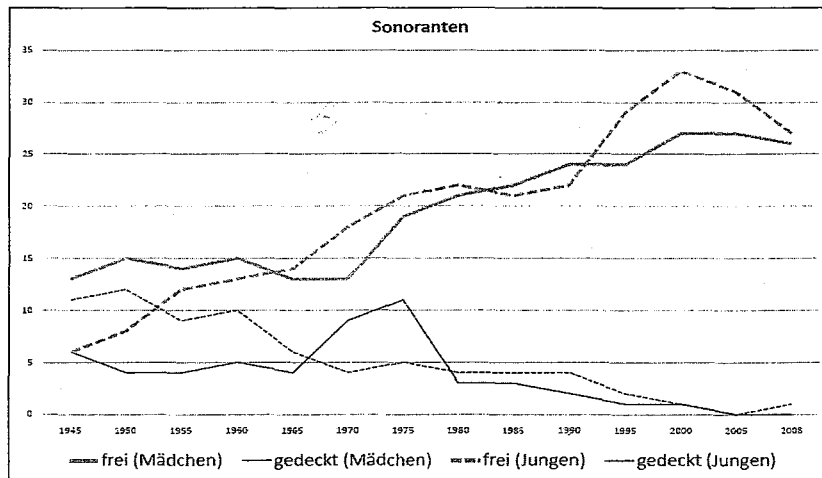
Zurück zu den Sonoranten im engeren Sinn: Bei der Durchsicht der Namen fällt auf, dass es nicht nur der reine Anteil an Sonoranten ist, der zunimmt, sondern dass es vor allem frei, das heißt, nicht in konsonantischer Nachbarschaft stehende Sonoranten sind, die vermehrt hinzukommen. So entfaltet das intervokalische [l] in *Neele* oder das prävokalisch anlautende [l] in *Laura* mehr Sonorität als konsonantisch gedecktes [l] in *Silke* oder *Claudia*. 'Gedeckt' bezeichnet hier einen (oder auch zwei) Konsonanten neben dem Sonoranten, gleich ob er ihm vorangeht oder folgt. *Lilli*, Platz 12 im Jahr 2008, vereint gleich zwei freie [l] und besteht nur noch in einer Reduplikation, salopp: einer Lallform. Ähnliches gilt für [j] (und gleichzeitig weitere Sonoranten) bei *Maja* und *Julia* (beide 2008) gegenüber *Katja* (1975). Auch bei den Jungen spielt sich Ähnliches ab, man vergleiche *Maximilian* mit gleich vier freien Sonoranten, ebenso *Leon*, *Elias* und *Julian* (alle 2008) mit *Bernd*, *Helmut*, *Klaus* (1945). Durch die einerseits abnehmende Namenlänge (sieh hierzu Abschnitt IV.5.) und den gleichzeitig zunehmenden Sonorantengehalt ballt sich maximale Sonorität auf einem minimalen Namenkörper. Da sich dieser Trend heute fortsetzt, seien hier die (vorläufigen) Namen von 2008 (vom 1. Halbjahr) aufgeführt (sieh Tabelle 3).

Tabelle 3: Die Top 20 von 2008

| | Mädchen 2008 | Jungen 2008 | | Mädchen 2008 | Jungen 2008 |
|----|--------------|-------------|----|--------------|-------------|
| 1 | Leonie | Leon | 11 | Laura | Julian |
| 2 | Hanna(h) | Lukas | 12 | Lilli | Niclas |
| 3 | Mia | Luka | 13 | Lina | Max |
| 4 | Lena | Tim(m) | 14 | Marie | Ben |
| 5 | Anna | Finn | 15 | Sophie | Elias |
| 6 | Lea(h) | Jonas | 16 | Ne(e)le | Jan |
| 7 | Emily | Felix | 17 | Johanna | Philipp |
| 8 | Lara | Luis | 18 | Sofia | Noah |
| 9 | Emma | Paul | 19 | Lisa | Jannick |
| 10 | Sara(h) | Maximilian | 20 | Maja | David |

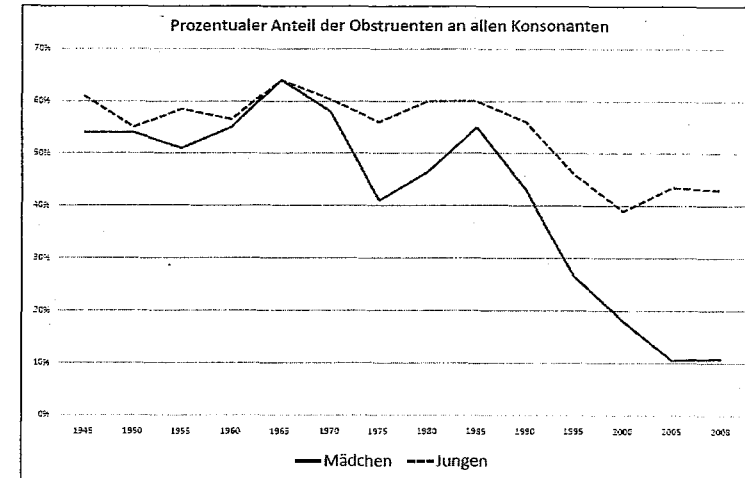
Die Tatsache, dass es primär die freien (konsonantisch ungedeckten) Sonoranten sind, die zunehmen, schlägt sich deutlich im Kurvenverlauf von Abbildung 10 nieder und gilt für beide Geschlechter, ganz besonders für die Jungen. Die Sonoranten 'befreien' und entfalten sich also im Laufe der Zeit. Die gedeckten Sonoranten stagnieren nicht etwa, sie gehen sogar zurück, insbesondere bei den Jungen.

Abb. 10: Freie und (konsonantisch) gedeckte Sonoranten im Vergleich (absolut)



So verwundert es wenig, dass die Obstruenten (hier ohne die stimmhaften Frikative, das heißt, alle Plosive und die stimmlosen Frikative) ~~Positiv~~ sich sukzessive zurückziehen: Bei den Mädchen besonders rasant von 54% auf 10,8%, bei den Jungen von 61% auf 43%. Dies lässt den Sonoranten umso mehr Raum und verringert massiv den als 'hart' empfundenen onymischen Gesamteindruck.

Abb. 11: Prozentualer Anteil der Obstruenten (ohne sth. Frikative) an den Konsonanten



2. Un- beziehungsweise nebenbetonter Vokalismus

Zweifellos tragen mehr noch als die Konsonanten die Vokale zur Gesamtsonorität eines Wortes bei. Allerdings verringert die zunehmende konsonantische Sonorität die starken Sonoritätskontraste, die bis Anfang der 1970er Jahre die Namen beider Geschlechter prägen (vgl. *Brigitte, Heike, Christa* beziehungsweise *Horst, Dieter, Gerhard*, alle 1945). Was den betonten Vokalismus betrifft, so enthält jeder Name einen Haupttonvokal, das heißt, hier kann keine gravierende quantitative Veränderung stattfinden⁴. Ver-

⁴ Die wenigen germanischen Rufnamenkomposita vom Typ *Hannelore, Manfred, Helmut, Wolfgang* enthalten dagegen zwei betonte Vokale, da aus zwei phonologischen Wörtern bestehend. Dass dabei der erste Bestandteil des Kompositums etwas stärker betont ist als der zweite, entspricht dem deutschen Kompositaakzent, man vergleiche *Hautstür*.

änderungen vollziehen sich aber bei neben- und unbetonten Vokalen (im Folgenden vereinfachend 'unbetonte Vokale'). Abbildung 12 zeigt den Wandel als Säulendiagramm, Abbildung 13 als Kurvenverlauf.

Abb. 12: Veränderungen in der Anzahl unbetonter Vokale (absolut): Säulen

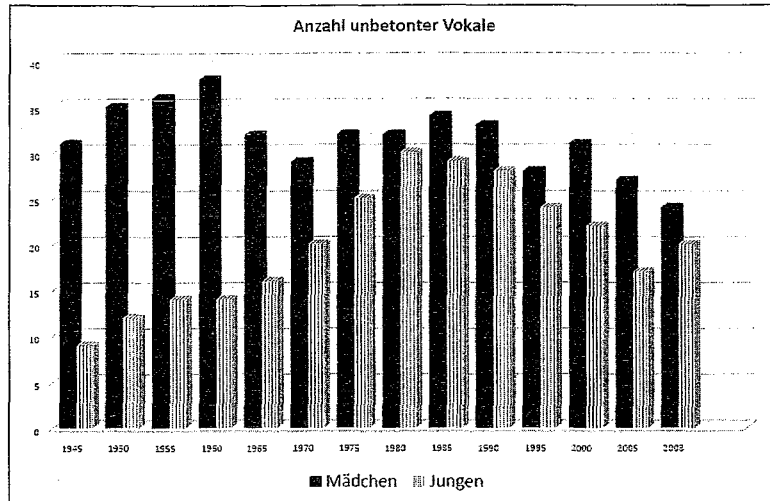
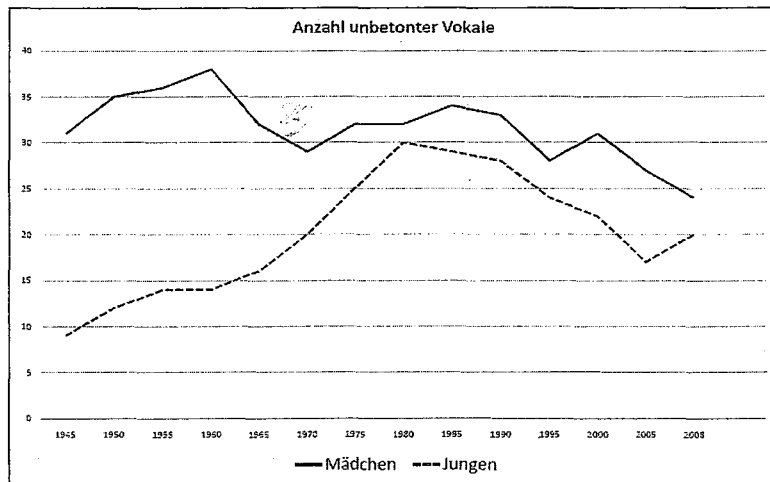


Abb. 13: Veränderungen in der Anzahl unbetonter Vokale (absolut): Kurven



Dieser Verlauf legt eine Androgynisierung bezüglich dieses Parameters nahe: 1945 starten die Mädchen mit einem mehr als dreimal so hohen Anteil an unbetonten Vokalen (31) wie die Jungen (9). Beide Geschlechter legen bis 1960 zu. Die Mädchen verringern seither mit Unterbrechungen ihren Jahresspitzenwert von 38 (1960), während die Jungen massiv nachholen und die Mädchen 1980 fast einholen (Mädchen: 32, Jungen: 30). Danach vermindern beide Geschlechter mehr oder weniger parallel ihr Aufkommen an unbetonten Vokalen, die Namen werden offensichtlich kürzer (siehe IV.5.). Typische Jungennamen 1980 sind *Christian, Sebastian, Daniel, Matthias, Andreas, Tobias, Benjamin, Florian*, das heißt, die massiv zunehmenden Hiäte schlagen zu Buche (selbst wenn der eine Teil betont ist wie bei *Ma'thi.as*, so bleibt immer auch ein unbetonter Vokal, der in diese Rechnung eingeht).

Schaut man sich die Qualität der Nebentonvokale an, muss man Abbildung 14 (Mädchen) mit Abbildung 15 (Jungen) vergleichen, denn hier vollziehen sich gerade bei den Jungen tiefgreifende Veränderungen. Der Normalwortschatz (Erbwortschatz) sieht in den Nebentonsilben zum überwiegenden Teil nur Schwa-Laute vor, was seine Ursache in der mittelhochdeutschen Nebensilbenabschwächung hat. Nur einige nebenbetonte Derivationsaffixe erlauben vor allem [i] und [u]: *Hündin, kleinlich, Sitzung*. Ansonsten kommen volle Vokale nur im Fremd- und Kurzwortschatz vor. Damit nähern sich die Rufnamen strukturell dieser peripheren Lexik an.

Abb. 14: Anteile von unbetontem [a, e, i] und Schwa (relativ): Mädchen

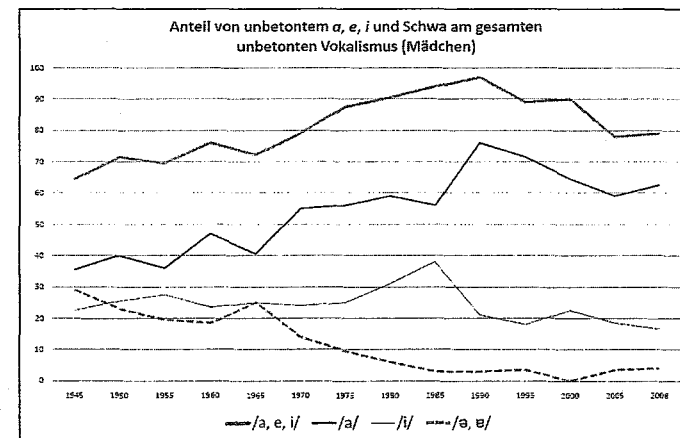
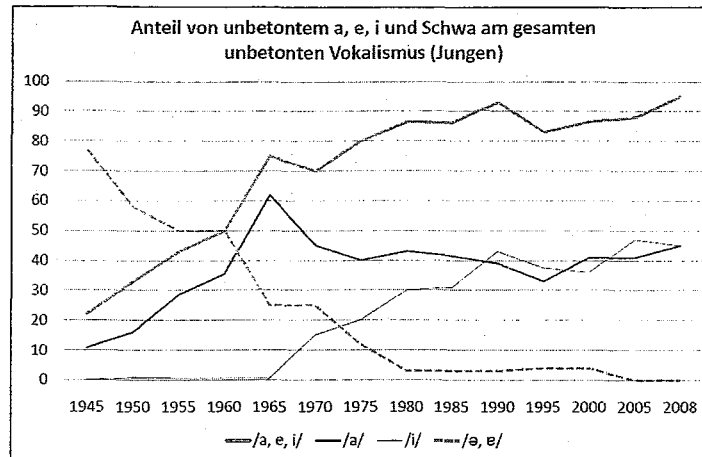


Abb. 15: Anteile von unbetontem [a, e, i] und Schwa (relativ): Jungen



Schwa-haltige Endsilben standen 1945 bei den Jungen an der Tagesordnung. Typische Repräsentanten sind *Günther, Dieter, Peter, Rainer, Werner, Jürgen, Uwe* etc. Andere unbetonte Vokale kamen kaum vor (viele Namen waren ja einsilbig). Dies zeigt deutlich Abbildung 15, wo die Schwas bei fast 80% starten. Bei den Mädchen gab es weniger Schwas, man vergleiche *Brigitte, Hannelore, Christel, Heike, Anke*. Bei den Jungen herrscht [e] vor, bei den Mädchen dagegen fast nur [ə]. Dies ändert sich in den folgenden Jahrzehnten gründlich, und zwar noch mehr bei den Jungen (Abbildung 15): Hier schnellen die Werte der Vollvokale [a] und [i] nach oben, die oberste Linie in Abbildung 15 vereint [a, e, i]. Besonders ab 1965 kündigt sich ein Durchbruch an: Hier schießen die Werte nach oben, gefolgt von [i], das zeitlich etwas hinterherhinkt und 2005 seinen Höchstwert erreicht, man vergleiche *'Jannick, Maxi'milian, 'Philipp, 'Moritz, 'Felix* etc. 1945 existierten solche Namentypen nicht im entferntesten. Ebenso nimmt [a] massiv zu, typische Namen 1965 sind *'Thomas, An'dreas, 'Stefan, 'Michael, Ma'ttias, 'Christian, 'Olav*. Auch bei den Mädchen finden insgesamt Zuwächse statt, doch enthalten diese Namen schon 1945 zahlreiche volle Nebentonvokale. Die dunklen Vokale [o] und [u] verändern sich wenig im Zeitverlauf. Mit jeweils insgesamt vier unbetonten [o]-Silben erreichen die Mädchen 2005 und 2008 ihren Rekord (2008: *'Le.o.nie, So.'phie, So.'fia, Jo.'hanna*), die Jungen mit drei 1995 (*To'bi.as, 'Ni.co, 'Le.on*). Die absoluten Spitzenwerte für [a] (Mädchen) gelten 1990 mit 25 und für Jungen

1985 mit 13 (von insgesamt 30 Nebentonvokalen; 1965 waren es zwar absolut nur 10, aber bezogen auf nur 16 Nebentonvokale ergibt sich hier der relative Spitzenwert in Abbildung 15).

Zusammenfassend kann man sagen, dass sich im unbetonten Vokalismus quantitativ beide Geschlechter stark aufeinander zu bewegen, um sich dann konvergent weiterzuentwickeln; dabei nähern sich die Jungennamen insgesamt stärker an die Mädchennamen an als umgekehrt. Was die Vokalqualität betrifft, so sind die Verläufe einseitiger: Hier nähern sich die Jungennamen noch viel stärker an die Mädchennamen an.

Überraschenderweise hat die Untersuchung der betonten Vokale nichts Spektakuläres erbracht. Die größten Unterschiede und Veränderungen spielen sich anscheinend hinter den Kulissen ab.

3. Konsonantencluster

Der Begriff des Konsonantenclusters wird hier weit gefasst: Es handelt sich dabei um jegliche Abfolge mindestens zweier Konsonanten. Es wird nicht zwischen seinem wortpositionellen Auftreten unterschieden (Anlaut, Inlaut, Auslaut), ebensowenig, ob eine Silbengrenze innerhalb des Clusters verläuft. Konsonantencluster konterkarieren in jedem Fall klare CV.CV-Strukturen, die von den Rufnamen zunehmend angestrebt werden, in Verbund mit erhöhter Sonorität. Die Abbildungen 16 und 17 erweisen, dass Cluster früher bei beiden Geschlechtern (wenngleich unterschiedlich frequent) vorkamen. Seit 1995 sind jedoch bei beiden Geschlechtern kräftige Einbrüche zu verzeichnen, ganz besonders bei den Mädchen, die seit 2005 nicht mehr einen einzigen Cluster enthalten! Hier herrscht nur noch CVCV. Dies trägt entscheidend zu dem Eindruck bei, dass die heutigen Namen immer weicher würden.

In den Abbildungen 16 und 17 werden die strittigen Verbindungen von /r/+C extra ausgewiesen (die hellen Aufsätze auf den Säulen): Wie schon gesagt, vokalisiert /r/ immer vor Konsonant zu [ɐ], weshalb Namen wie *Markus, Werner, Gerhard, Ursula, Barbara, Bärbel* hier nicht als C+C-Verbindungen zu werten sind. Man kann diese grauen Anteile also getrost abziehen, sie werden nur aus traditionellen Gründen berücksichtigt.

Abb. 16: Vorkommen von Konsonantenclustern (absolut): Mädchen

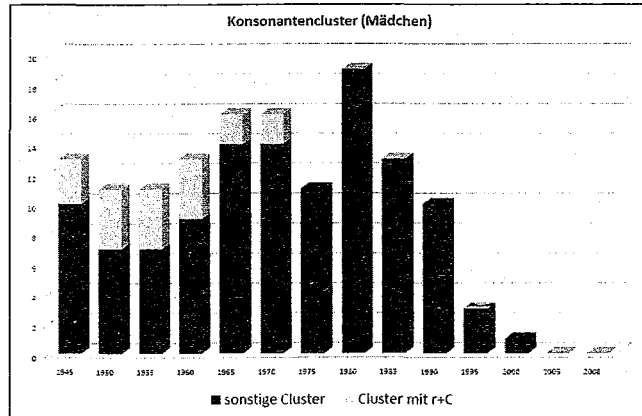
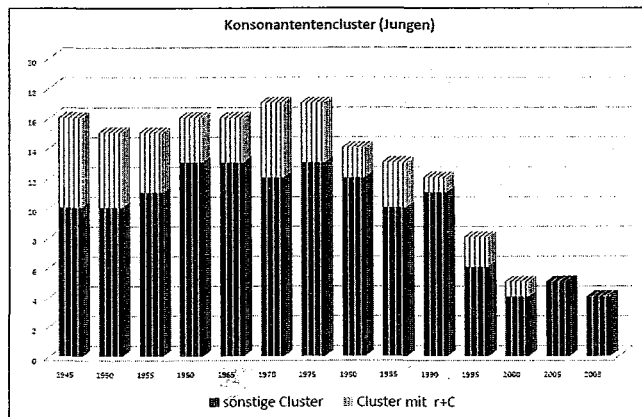


Abb. 17: Vorkommen von Konsonantenclustern (absolut): Jungen

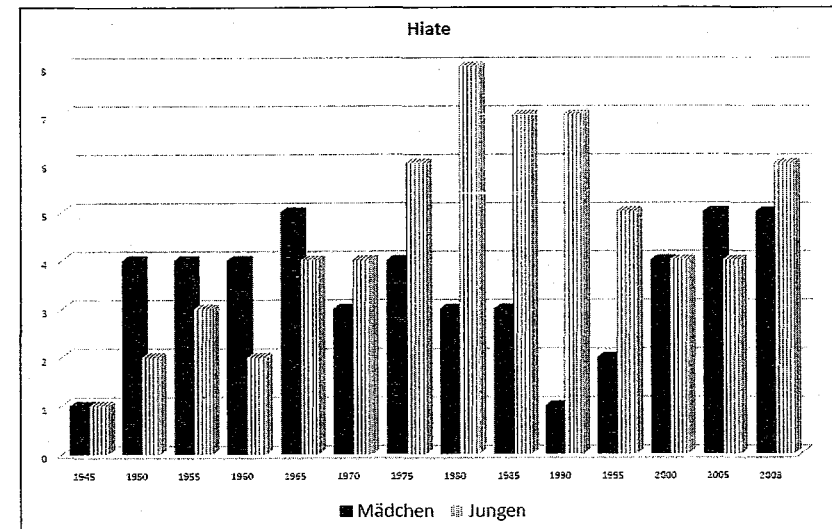


4. Hiate

Ähnlich wie volle Nebentonvokale verstoßen auch Hiate gegen die nativen wortphonologischen Regularitäten: Abgesehen von seltenen Fällen wie *Bauer*, *Mauer*, *Geier*, bei denen der erste Hiatabbestandteil in einem Diphthong und der zweite in einem Schwa besteht, sind dem deutschen Erbwortschatz solche Strukturen unbekannt (siehe hierzu eingehend Szczepaniak 2007). Hiate mit zwei Vollvokalen kommen nur in Fremdwörtern vor (*Theater*, *Linguistik*). Wie bisher schon deutlich wurde, stehen die Namen zu

Beginn unseres Untersuchungszeitraums den (nativen) Appellativen noch relativ nahe. Sukzessive rücken sie strukturell von ihnen ab. Dies wird durch die starke Zunahme an Hiaten unterstützt, was Abbildung 18 zeigt.

Abb. 18: Die Zunahme an Hiaten bei Mädchen und Jungen (absolut)



Bei den Hiaten wurde weder unterschieden, ob sie im Hauptton vorkamen oder nicht, noch welche Qualität sie im Einzelnen besitzen. Wie die absoluten Zahlen in Abbildung 18 deutlich machen, sind diese zu gering, als dass man sie weiter ausdifferenzieren sollte. Überraschenderweise haben besonders die Jungennamen hohen Anteil an den Hiaten, insbesondere von 1970-1995. Hiate tragen ganz wesentlich zu Sonoritätssteigerung bei und verunklaren gleichzeitig die Silbengrenzen. Sie führen zu einer Art 'Maoam-Effekt', das heißt, zu einer diffusen Masse geballter Sonorität. Bestehen 1945 die einzigen hiatushaltigen Namen in *'Mari.on* und *'Micha.el*, (wobei der Hiat nie im Hauptton steht), so schießen diese gerade bei den Jungen bis 1980 ins Kraut: Hier sind es acht (von 20) Jungennamen: *'Christian*, *'Se'bastian*, *'Michael*, *'Daniel*, *'Florian*, *Ma'thias*, *An'dreas*, *To'bias* (Mädchen: *'Julia*, *'Claudia*, *Da'niela*). Die meisten enthalten [i] als ersten und [a] als zweiten Bestandteil. 2008 sind es ganz andere Namen: *'Leonie*, *'Mia*, *'Lea*,

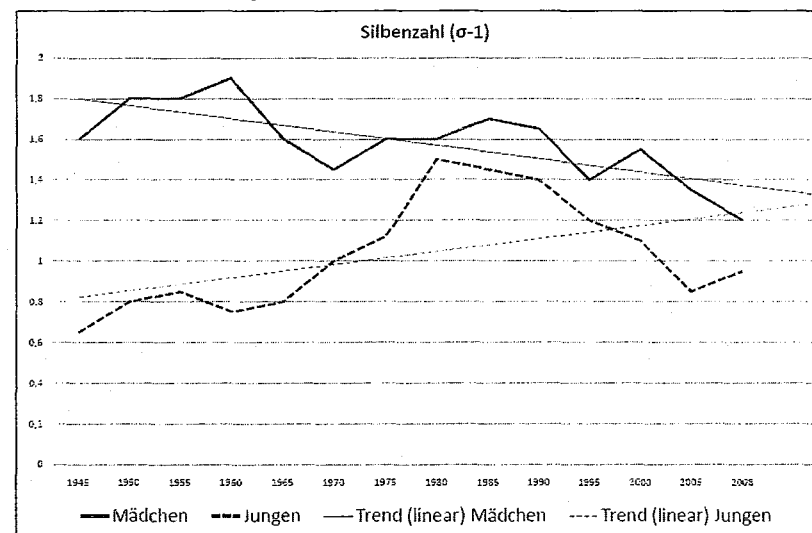
So'fia, E'milie (als Variante zu *Emily*) – *'Leon, 'L(o)uis, Maxi'milian, 'Julian, E'lias, 'Noah*. Hier sind die konkreten Bestandteile diverser als 1980, und die Hiata fallen vermehrt unter den Hauptton, was sie stärker exponiert und damit hörbarer macht. Teilweise bestehen die Namen aus kaum mehr als diesem einen betonten Hiata, das heißt, der Hiata wechselt zunehmend von einer Neben- in die Hauptrolle: *Mia, Lea, Leon, Luis, Noah*.

5. Silbenzahl

Abbildung 19 dokumentiert die Veränderungen in der Silbenzahl; gezeigt wird der Abstand zum notwendigen Minimum von einer Silbe, das heißt, die Werte bezeichnen das, was zu einer Silbe hinzukommt. Mit der Silbenzahl wird grob gesagt die Namenlänge angezeigt. Dabei ergeben sich – naheliegenderweise – große Ähnlichkeiten mit dem Kurvenverlauf von Abbildung 13, die die Anzahl unbetonter Vokale ausweist.

1945 umfasst der weibliche Rufname im Schnitt 2,6 Silben, der männliche nur 1,65, was eine beträchtliche Differenz von fast genau einer ganzen Silbe ergibt. 1960 gelangt der weibliche Rufname sogar zu 2,9 Silben, der männliche zu 1,75, das heißt, hier steigt die Differenz auf 1,15 Silben. Diese Tendenz bricht danach massiv ein. Der minimale Abstand von nur 0,1 Silben stellt sich schon 20 Jahre später im Jahr 1980 ein: 2,6 Silben bei den Mädchen und 2,5 bei den Jungen. Seitdem konvergieren die beiden Kurvenverläufe. Insgesamt wird wieder mehr Kürze angestrebt, was vormals ein typisch 'männliches' onymisches Merkmal war. Heute (2008) beträgt die Silbenzahl 2,2 (♀) vs. 1,95 (♂), was eine Differenz von nur 0,25 Silben ergibt. Auf das Gesamtkorpus bezogen umfassen die weiblichen Rufnamen 2,6 und die männlichen 2,0 Silben.

Abb. 19: Veränderungen in der Silbenzahl



Um zu sehen, wie sich diese Zahlen konkret zusammensetzen, das heißt, wie die Namentokens bezüglich ihrer Silbenzahl verteilt sind, soll die Verteilung der Silbenzahlen nur für 1945, 1975, 2005 und 2008 ausgewiesen werden (siehe Tabelle 4). 1945 sind die Mädchennamen in acht (von 20) Fällen dreisilbig, in weiteren vier sogar viersilbig, wohingegen die Jungennamen nur einmal dreisilbig sind. Dagegen kommt ihnen exklusiv Einsilbigkeit zu. Diese Extrembesetzungen nivellieren sich im Laufe der Zeit. Heute besetzt sogar ein männlicher Fünfsilber die Top 20 (*Maximilian*).

Tabelle 4: Verteilung der konkreten Silbenzahlen (Tokens) für 1945, 1974, 2005 und 2008

| | | Silbenzahl | | | | | Gesamt | Mittelwert |
|------|---|------------|----|---|---|---|--------|------------|
| | | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | | |
| 1945 | ♀ | - | 10 | 8 | 2 | - | 52 | 2,6 |
| | ♂ | 8 | 11 | 1 | - | - | 33 | 1,65 |
| 1975 | ♀ | - | 10 | 8 | 2 | - | 52 | 2,6 |
| | ♂ | 5 | 7 | 6 | 2 | - | 41 | 2,05 |
| 2005 | ♀ | - | 13 | 7 | - | - | 47 | 2,35 |
| | ♂ | 7 | 11 | 1 | - | 1 | 41 | 1,6 |
| 2008 | ♀ | - | 16 | 4 | - | - | 44 | 2,2 |
| | ♂ | 6 | 11 | 2 | - | 1 | 39 | 1,95 |

Ein Blick auf die Namentypen offenbart, dass es fast keine einsilbigen Frauennamen gibt, wohl aber jede Menge bei den Männernamen, das heißt, hier verhindert schon das Inventar den Zugriff auf kurze Frauennamen (der einzige in meinem Korpus befindliche ist *Kim* 1995 auf Platz 20). W. Seibicke (1982:104-106) hat sämtliche Namen (außer den Bindestrichnamen) seines Vornamenbuchs (Seibicke 1977) auf ihre Silbenzahl hin untersucht und kam auf folgende Prozentzahlen (s. auch Frank 1977):

| | weiblich | männlich |
|------------|----------|----------|
| einsilbig | 1% | 17% |
| zweisilbig | 40% | 37% |
| dreisilbig | 40,5% | 38% |
| viersilbig | 17% | 7% |
| fünfsilbig | 1,5% | 1% |

Diese Zahlen machen deutlich, dass das Inventar fast keine weiblichen Einsilber vorsieht (Ausnahme: *Ruth*) und fast keine männlichen Fünfsilber (Ausnahme: *Maximilian*). Dass Frauennamen im Schnitt länger sind, wird oft auf die Movierung männlicher Namen durch eine Extrasilbe begründet (Typ *Martin* → *Martina*; man beachte auch den Akzentwechsel). In unserem Material ist dieser Typus nur selten vorhanden (*Gabriele*, *Martina*, *Manuela*, *Stephanie*) und schlägt damit auch kaum zu Buche. Doch wird dieses Prinzip durchaus das prosodische Schema langer, nicht erstsilbenbetonter Frauennamen begünstigt beziehungsweise mitgeformt haben.

6. Akzentstrukturen

Große Unterschiede offenbaren auch die Akzentstrukturen, selbst wenn die Silbenlänge gleich ist, und dies sowohl in diachroner als auch sexusspezifischer Hinsicht. Dabei hat jede Abweichung vom Initialakzent als nichtnative Struktur zu gelten. Bei den Abbildungen 20 und 21 springen massive Unterschiede ins Auge. Gleiche Typen wurden jeweils gleich eingefärbt beziehungsweise strukturiert: Einsilber sind weiß, Zweisilber schraffiert: dunkel schraffiert = initialbetont, hell schraffiert = finalbetont; Drei- und Mehrsilber sind schwarz (initialbetont) beziehungsweise grau (nichtinitialbetont).

Abb. 20: Betonungstypen (absolut): Mädchen

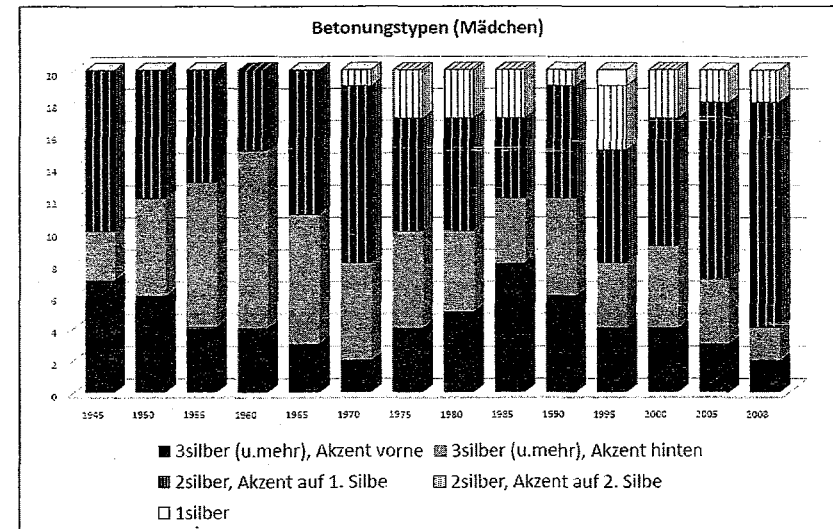
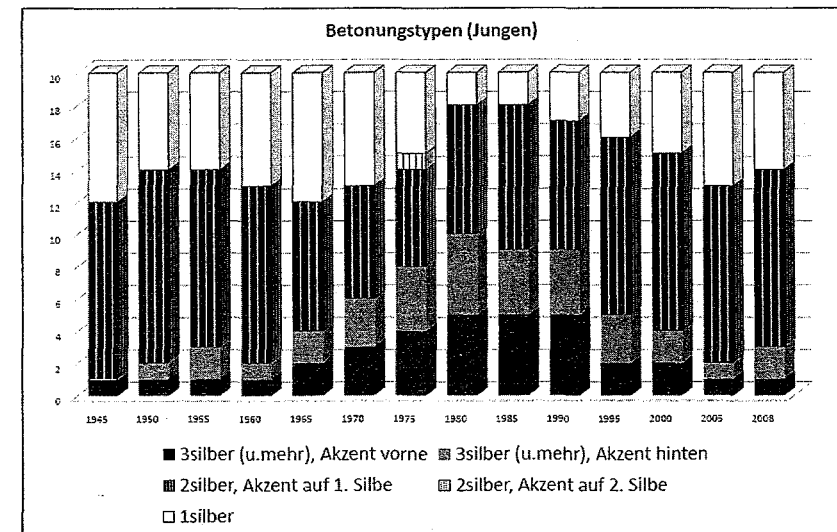


Abb. 21: Betonungstypen (absolut): Jungen



Einsilbigkeit eignet, wie schon gesagt, ausschließlich Jungennamen. Das ist nicht selbstverständlich, denn die Types sagen nichts über die Tokens aus. So wird auch im diachronen Verlauf deutlich, dass die Eltern 1980 und 1985 sich bei ihren Söhnen nur zögerlich für einsilbige Namen entschieden (Abbildung 21). Heute geht dieser Trend wieder zurück.

Der schraffierte Bereich betrifft die Zweisilber: Was für die Mädchen der Einsilber, ist für die Jungen der finalbetonte Zweisilber: Er kommt bei ihnen so gut wie nicht vor (1975 gibt es *Andre/André*, was ein Schwankungsfall ist). Bei den Mädchen ist dieser Typus mit *Nadine, Nicole, Yvonne, Michelle, Marie, Sophie* durchaus vertreten, wenn auch nicht dominant (siehe die hellen Schraffuren in Abbildung 20). Die initialbetonten Zweisilber stellen bei den Jungen den unmarkierten Typ dar. Ähnliches gilt bei den Mädchen. Große Unterschiede offenbaren die Dreisilber: An diesen haben die Mädchen deutlich größeren Anteil als die Jungen, und sie nutzen dabei stark die Nichtinitialbetonungen, verstärkt 1945 und dann wieder 1985. Bei den Jungen ist der Verlauf anders: Hier brechen sich die Dreisilber bis 1980 sukzessive Bahn, um in den 1980er Jahren ihren Höhepunkt zu erreichen. Seit 1995 geht ihr Anteil wieder zurück. Dabei verhalten sich die unterschiedlichen Betonungstypen ähnlich. In jedem Fall nähern sie sich hierin den weiblichen Rufnamen an, auch wenn dieser Parameter insgesamt weiterhin für eine große Geschlechterdifferenz sorgt, ähnlich stark wie der Auslaut.

7. Untersuchte Parameter ohne Ergebnis

Überraschenderweise sind die salienten Wortpositionen von den geringsten Unterschieden betroffen: Die Sonoritätsanalyse des Anlauts hat nicht viel erbracht, und Ähnliches gilt auch für den betonten Vokalismus. Daher verzichten wir hier auf Diagramme und fügen nur einige Beobachtungen hinzu: Was definitiv schwindet, sind die Umlautvokale *ö* und *ü*: Bei den Mädchen gab es sie nie (immer nur auf die Top 20 bezogen), bei den Jungen 2-3mal 1945-1960 (dabei handelt es sich konkret um *Jörg, Jürgen, Günther*), nur einmal 1965 und 1970 und seit 1975 überhaupt nicht mehr. Möglicherweise gelten diese Laute, ähnlich wie Schwa, als 'zu deutsch'. Diese Laute kommen auch kaum durch Entlehnungen neu zu unserem Lexikon hinzu.

Was die betonten Vokalqualitäten betrifft, so wurden sie für alle 14 Zeitschnitte addiert. Dabei wurde von ihrer Quantität abgesehen. Diphthonge wurden, wie schon erwähnt, biphonematisch gezählt, und bei den germani-

schen Rufnamenkomposita vom Typ *'Wolf'gang, 'Hel'mut, 'Hanne'lore* wurden, da sie jeweils aus zwei phonologischen Wörtern bestehen, zwei Haupttonvokale berücksichtigt:

| | Mädchen | Jungen |
|-----|---------|--------|
| /a/ | 91 | 98 |
| /e/ | 70 | 66 |
| /i/ | 97 | 65 |
| /o/ | 14 | 41 |
| /u/ | 25 | 25 |

Einzig bei /i/ und bei /o/ lassen sich größere quantitative Unterschiede feststellen, das heißt, mehr helle Kernvokale bei den Mädchen und mehr dunkle bei den Jungen. Dass Frauenvornamen durchschnittlich mehr helle Kernvokale enthalten als Männervornamen, hat in deutlicherem Ausmaß S. Oelkers (2003) bei ihrer Untersuchung herausgefunden (der andere, größere Korpora zugrunde liegen). Auffällig ist, dass der dunkelste Vokal /u/ im Schnitt gleich auf beide Geschlechter verteilt ist. Auch der Blick auf chronologische Unterschiede erbringt nicht viel, nur dass haupttoniges /i/ bei den Mädchen 1965 seinen Höchstwert erreicht. /o/ verteilt sich dagegen bei beiden Geschlechtern relativ gleichmäßig über den Zeitverlauf.

8. Weitere Beobachtungen

Die wichtigsten und markantesten onymischen Entwicklungen und Geschlechtsunterschiede wurden in Diagrammen präsentiert. Daneben gibt es jedoch eine Reihe von Beobachtungen, die noch einer Überprüfung anhand größerer Korpora bedürfen. Es folgen jetzt also nur einige Eindrücke.

Insgesamt lässt sich eine Zunahme an 'Lallformigkeit' feststellen: Nicht nur sinken, wie gezeigt, die Sonoritätskontraste beziehungsweise -gefälle im Wort, sondern die im Namenwort verarbeiteten Vokale und weichen Konsonanten werden sich qualitativ immer ähnlicher, mehr noch bei den Mädchen als bei den Jungen: Bei *Anna, Hanna* und vor allem *Lilli* springt dies sofort ins Auge, aber auch *Nele, Maja, Lara*, selbst *Laura, Lena, Lina, Nina, Jana, Sarah* enthalten sehr ähnliche Laute: Die ohnehin wenigen Silben werden sich auch noch ähnlicher, die Vokale sind im Vokaldreieck oft benachbart. Dies ist bei Jungen weniger stark ausgeprägt: Hier tritt 2008 eher der Typus kurz, aber durchaus mit hohem Sonoritätskontrast zwischen An- und Auslaut auf den Plan: *Tim, Tom, Finn, Ben, Max, Luis, Paul* (man

vergleiche diese nur mit der 'alten' Schicht an Einsilbern: *Hans, Horst, Heinz, Klaus, Rolf, Bernd, Gerd*). Sehr weich sind dagegen *Leon, Noah, Jan*.

Dies leitet zu einer weiteren Beobachtung über, die in der Literatur öfter, gerade in Zusammenhang mit Modenamen, beobachtet wurde (z.B. Seibicke 1994): Die Namen untereinander clustern immer mehr, sie bilden entweder Varianten ein und desselben Namens aus oder es clustern unterschiedliche Namen, die offensichtlich miteinander assoziiert werden: „Da die Etymologie der Namen bei ihrer Wahl im allgemeinen keine Rolle spielt, liegt der Verdacht nahe, dass *Sabrina* als Formvariante von *Sabina* empfunden und gewählt wurde“ (Seibicke 1994:10). Ein Beispiel für den ersten Fall liefert *Christina*, die in unseren Top 20-Jahresschnitten wie folgt auftaucht: 1945 *Christel / Christa* > 1950 *Christa* > 1960 *Christine* > 1965 *Christine / Kerstin / Kirsten* > 1970 *Kerstin / Christina* > 1980 *Christina* > 1985 *Christina / Kristin* > 1990: *Christina*.

Die Differenz zwischen den Einzelnamen nimmt also ab. Dies überrascht wenig: Je mehr die Namenvergabe wirklich frei wird, sich also von Namenvergabezwängen löst, desto stärker setzt sich das Euphonieprinzip durch. Genau genommen bilden sich outputorientierte Schemata heraus, die mit 'allem möglichem' Namenmaterial gefüllt werden und die als solche auch wandelbar sind. Hier ein kleines Beispiel für die Struktur [nja]: 1965 kommt *Anja* auf, 1970 *Tanja* hinzu (*Sonja* 'wartet' schon auf Platz 23), 1975 *Sonja* (neben *Anja* und *Tanja*), 1980 *Benjamin* bei den Jungen, 1985 steht *Svenja* auf Platz 25. Bei den Jungen entwickeln sich zunehmend [as]-Ausgänge, hier zeitlich geordnet *Thomas, Andreas, Matthias, Tobias*, und 2008 bestehen gleichzeitig *Jonas, Lukas, Niklas, Elias*. Ähnliches gilt für die noch weicheren [ian]-Strukturen: *Christian, Sebastian, Florian, Fabian, Maximilian, Julian* (mit *Adrian, Kilian, Bastian* 'in der Warteschleife'). Man sieht auch gut, wie die Gesamtsonorität des restlichen Namenkörpers zunimmt, das heißt, nicht nur die Ausgänge werden vokalreicher und sonorer, auch der 'Rest' zieht nach. Dies dokumentieren auch etymologisch gleiche Namen vom Typ *Lukas* > *Luka, Jens* > *Jan* sowie *Klaus* > *Niklas* > *Niko*⁵.

⁵ Ein anderes Beispiel ist *Markus* > *Mark* > *Marco* > *Marcel*.

Der Eindruck vermehrter 'Lallnamigkeit' deutet auf eine weitere Entwicklung hin, die man mit zunehmender Intimisierung⁶ umschreiben könnte: Wurden früher eher die längeren, markanteren und offiziellen Vollformen gewählt, so vermitteln die heutigen Namen den Eindruck von Kurz- und Kosenamen: Statt *Elisabeth Lisa* und *Lilli*, statt *Helena Lena* und *Nele* (das auch aus *Eleonore* ableitbar ist), statt *Karolina Lina*, statt *Johanna Hanna* etc. Dieses Phänomen findet sich meines Erachtens ausgeprägter bei den Mädchennamen und kongruiert mit dem, was F. Debus (1988) für Kiel beschreibt: Mädchen erhalten, bezogen auf eine Untersuchung im Jahr 1972, 1,5mal häufiger Kosenamen als Jungen.

Was die Erneuerungsrate betrifft, so ist diese erwartungsgemäß bei den Mädchen höher: In den 14 Zeitschnitten kam es hier zu 89 neuen Namen, bei den Jungen zu 73. Konzentriert man sich nur auf die Top 10, so ist die Erneuerungsrate bei den Mädchen mit 26 doppelt so hoch wie bei den Jungen mit 13 (hierzu sieh zum Beispiel Seibicke 1991:101ff.).

V. Fazit

Hat nun zwischen 1945 und 2008 eine Androgynisierung der Rufnamenstrukturen stattgefunden? Diese Frage ist meines Erachtens mit einem klaren "Ja" zu beantworten: Noch nie seit 1945 waren sich die Rufnamen beider Geschlechter strukturell so ähnlich wie heute. Die Frage ist, was diese Ähnlichkeit konstituiert und wie sie zustande kommt: Nähern sich die einen Namen eher den anderen an, bewegen sie sich in gleichem Maße aufeinander zu oder vollziehen sie gleichzeitig neue Entwicklungen in die gleiche Richtung? Wann lassen sich in dem Zeitraum gravierende Veränderungen feststellen?

Divergenzbestrebungen zwischen den Geschlechtern waren jedenfalls nicht feststellbar. Schon anfänglich vorhandene Differenzen blieben zwar teilweise erhalten (Auslaut, Akzentstrukturen), doch sind für die Mehrzahl der untersuchten Parameter Konvergenzentwicklungen zwischen den Geschlechtern im Zeitverlauf feststellbar. Diese Bewegungen verlaufen natürlich nicht symmetrisch. Etwas öfter haben sich dabei insgesamt die Jungennamen an die Mädchennamen angenähert als umgekehrt. Hier ein Resümee der markantesten Entwicklungen:

⁶ Diesen Hinweis verdanke ich Ruth Ayaß. Dieser Gedanke soll an anderer Stelle ausgeführt werden.

- Was die Auslautsonorität betrifft, so besteht im gesamten Verlauf eine deutliche Sonoritätsdifferenz von ca. vier Sonoritätswerten. Im Laufe der Zeit haben die Namen beider Geschlechter etwas an Sonorität gewonnen. Wenn man nur die Alternative offene vs. geschlossene Endsilbe betrachtet, dominiert bei den Mädchennamen eindeutig der offene Ausgang, heute sogar zu 100%, während die Jungennamen ebenso eindeutig die geschlossene Endsilbe präferieren. Dies hat auch J. Gerhards (2003) festgestellt. Bezüglich des Anlauts liegen Mädchen- und Jungennamen, was die Sonorität betrifft, weniger weit auseinander; auch hier haben diachron leichte Sonoritätszuwächse stattgefunden.
- Gemeinsam haben die Namen beider Geschlechter massiv an Sonorität zugelegt. Ganz besonders betrifft dies die freien, das heißt konsonantisch ungedeckten Sonoranten und auch die stimmhaften Frikative. Hierin überflügeln vor allem seit den 1990er Jahren die Mädchen- die Jungennamen. Dagegen geht die Anzahl der gedeckten Sonoranten sogar zurück. – Ob Sonorität mit 'Weichheit', 'Sanftheit', 'Lieblichkeit', 'Ungefährlichkeit', 'Schönheit' etc. assoziiert wird und dies wiederum mit Weiblichkeit (Phonosemantik), sei dahingestellt und damit keineswegs in Zweifel gezogen.
- Die als 'hart' geltenden Obstruenten (hier die stimmlosen Frikative + alle Plosive) zeigen einen dramatischen Rückgang. Sie starten bei ähnlich hohen Werten 1945 und sinken ab 1970 massiv ab, mehr noch bei den Mädchen als bei den Jungen.
- Was die Anzahl un- sowie nebenbetonter Vokale betrifft, so starten die Geschlechter auf unterschiedlichen Positionen: Die Mädchennamen enthalten 1945 davon etwa dreimal so viele wie die Jungennamen. Die Jungennamen legen sukzessive stark zu. Die Mädchennamen verringern ihren Anteil leicht; insbesondere 1970 sacken ihre Werte ab. 1980 entsprechen sich die Zahlen fast vollständig, um danach gemeinsam leicht abzufallen. Im ganzen Zeitverlauf liegen die unbetonten Vokale bei den Mädchen über denen der Jungen, doch mit deutlich geringeren Differenzen als im Zeitraum 1945 bis 1960, wo die Zahlen besonders stark divergieren.
- Was die Qualität un- sowie nebenbetonter Vokale betrifft, so kann man hier insgesamt fast nur von einer Annäherung der männlichen an die weiblichen Rufnamen sprechen. Besonders bei [a] und [i] legen die Jungennamen zu, umgekehrt rücken sie radikal von den Schwa-Lauten

- ab. Die Mädchennamen enthielten schon immer mehr [a], [e] und [i], legen dabei aber insgesamt noch zu.
- Was die Anzahl an Konsonantencluster betrifft, so haben hier beide Geschlechter starke Rückgänge zu verzeichnen. Seit 2005 besteht bei den Mädchen diesbezüglich sogar Fehlanzeige, die Jungen erreichen die niedrigsten Werte denn je.
 - Bei den Hiaten starten beide Geschlechter bei jeweils nur einem einzigen von 20 Namen. Dies ändert sich bei den Mädchen schnell, die Jungen ziehen nach – und schließlich deutlich an den Mädchen vorbei: Ab 1975 haben Hiata hier Hochkonjunktur, bei den Mädchen gehen sie eher zurück. Heute ähneln sich die Geschlechter wieder, ebenso rücken die Hiata vermehrt unter den Hauptton, das heißt, sie wechseln von der Neben- in die Hauptrolle, und dies bei gleichzeitig abnehmender Namenlänge.
 - Die Silbenzahlverläufe ähneln erwartbarerweise stark den Nebentonvokalverläufen: Große Differenzen zu Anfang, starke beidseitige Konvergenz bis 1980 und seitdem parallel eine sukzessive Abnahme an Silben, also an Namenmasse. Die anfängliche Divergenz von einer Silbe (1945) schrumpft auf heute $\frac{1}{4}$ Silbe. Dabei sind die Mädchennamen von 1945 bis heute etwas kürzer geworden als die Jungennamen länger.
 - Bei den Betonungstypen ergeben sich geschlechterintern deutliche diachrone Veränderungen, doch ohne markante gegenseitige Annäherungen. Hier also wird Geschlecht fest und dauerhaft kodiert. Einsilber waren und sind genuin männlich (und dort auch häufig), finalbetonte Zweisilber genuin weiblich (doch nicht so häufig). Der initialbetonte Zweisilber nimmt bei den Mädchennamen diachron zu und nähert sich hierin eher (den diesen Typus immer schon stark präferierenden) Jungennamen an. Umgekehrt nimmt Mehrsilbigkeit bei den Jungennamen, zumindest temporär (Maximum 1980), deutlich zu (auch verbunden mit Nichtinitialakzentstrukturen), um heute wieder in die Peripherie abzuwandern.
 - Beide Geschlechter erfahren einen Zuwachs an Gesamtsonorität, eine Abnahme an Sonoritätskontrasten, und, vor allem bei den Mädchennamen, eine Zunahme an Kürze und an 'Lallnamigkeit'.

Insgesamt scheinen sich die meisten strukturellen Geschlechterdifferenzen im Auslaut und in der Akzentstruktur abzuspielen, weniger im Anlaut und im betonten Vokalismus. Die deutlichsten diachronen Veränderungen fanden in

den unbetonten Wortteilen (Nebentonvokalismus), im Konsonantismus (mehr Sonorität, Rückgang an Clustern) und in der Namenlänge (Silbenzahl) statt. Betrachtet man anhand der verschiedenen Kurvenverläufe die wichtigsten Umbrüche, so stechen die 1970er und auch die 1990er Jahre ins Auge. Inwieweit dies mit gesellschaftlichen Umbrüchen korreliert und womöglich durch diese motiviert wird (Stichworte sind 1968, Emanzipation der Frau und ihre Gleichberechtigung, später ihre auch faktisch voranschreitende Gleichstellung), sei nur als Diskussionsgrundlage in den Raum gestellt. Dies nachzuweisen wäre eine weitere wichtige und mit Sicherheit ertragreiche Aufgabe.

Cutler et al. (1990) beschreiben für weibliche englische Rufnamen einen größeren Abstand zum Normalwortschatz als für männliche. Das Gleiche scheint pauschal auch für Deutschland zu gelten, denn einige der Parameter, die Abweichungen vom prototypischen phonologischen Wort (als Trochäus mit Reduktionssilbe) beinhalten, waren und sind bei Frauennamen stärker ausgeprägt: Nichterstsilbenakzent, Drei- und Viersilbigkeit, viele und volle Nebentonvokale, umgekehrt kaum Schwas, keine Umlaute, heute die komplette Abwesenheit von Konsonantenclustern und andererseits ein hoher Gehalt an Hiaten. Die Männernamen standen anfangs dem Normalwortschatz deutlich näher, man vergleiche *Peter*, *Dieter*, *Wolfgang*, doch haben sie im Laufe der Zeit einen großen Abstand zum phonologischen Wort des Deutschen gewonnen. Heute stehen sie den Frauennamen diesbezüglich in nicht mehr vielem nach, auch wenn bei den Jungennamen trochäische Strukturen, Zweisilbigkeit und Konsonantencluster noch stärker vorhanden sind. Unterm Strich haben die männlichen Rufnamen mehr Dynamik bewiesen und einen weiteren Weg zurückgelegt. Dabei sei abschließend betont, dass sich diese Untersuchung nur auf die populärsten Rufnamen bezogen hat. Was sich jenseits der Top 20 abspielt, bedarf weiterer Forschung.

Literaturverzeichnis

- Thorsten *Andersson* (1998): Germanskt personnamnskick i indoeuropeiskt perspektiv, in: Andersson, Thorsten et al. (eds.): *Personnamn och social identitet*. Stockholm, 13-35
- Anne *Bardesono* (2008): "Naming Gender" kontrastiv: Phonosemantische Untersuchung zu männlichen und weiblichen Rufnamen im Deutschen und Italienischen. Magisterarbeit, Universität Mainz
- Herbert *Barry* – Aylene *Harper* (1982): Evolution of Unisex Names, in: *American Name Society*, Vol. 30, No. 1, 15-22
- Herbert *Barry* – Aylene *Harper* (1993): Feminization of Unisex Names from 1960 to 1990, in: *Names* 41.1, 228-238
- Eva *Brylla* (2001a): Personnamn och genus, in: *Studia anthroponymica Scandinavica* 19, 11-29
- Eva *Brylla* (2001b): Personnamn och genus. Manligt och kvinnligt i namnen, in: Gunilla Harling-Kranck (ed.): *Namn i en föränderlig värld*, Helsingfors, 36-44
- Anne *Cutler* – James *McQueen* – Ken *Robinson* (1990): Elizabeth and John: sound patterns of men's and women's names, in: *Journal of Linguistics* 26, 471-482
- Friedhelm *Debus*, (1974): Namengebung. Möglichkeiten zur Erforschung ihrer Hintergründe. In: *Onoma* 18, 456-469.
- Friedhelm *Debus* (1976a): Zu Namengebung und Namenverwendung in Mittelalter und Neuzeit, in: Friedhelm *Debus* – Joachim *Hartig* (Hgg.): *Festschrift für Gerhard Cordes zum 65. Geburtstag, II: Sprachwissenschaft*, Neumünster, 56-67
- Friedhelm *Debus* (1976b): Deutsche Namengebung im Wandel. Dargestellt am Beispiel Schleswig-Holsteins, *BNF NF* 11, 388-410
- Friedhelm *Debus* (1977): Soziale Veränderungen und Sprachwandel. Moden im Gebrauch von Personennamen, in: Hugo *Moser* et al. (Hgg.): *Sprachwandel und Sprachgeschichtsschreibung*, Düsseldorf, 167-204
- Friedhelm *Debus* (1985): Zur Pragmatik von Namengebung und Namengebrauch in unserer Zeit, *BNF NF* 29, 305-343
- Friedhelm *Debus* (1987): Personennamengebung der Gegenwart im historischen Vergleich, *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 45, Heft 67, 52-73
- Friedhelm *Debus* (1988): Original und Variation. Zur Kreativität bei der Benennung von Personen, in: H. H. *Munske* et al. (Hgg.): *Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien*, Berlin/New York, 24-45
- Rainer *Frank* (1977): Zur Frage einer schichtenspezifischen Personennamengebung. Namenkundliche Sammlung, Analyse und Motivuntersuchung über den Kreis und die Stadt Segeberg, Neumünster
- Jürgen *Gerhards* (2003): Die Moderne und ihre Vornamen, Wiesbaden
- Denis *Huschka* – Jürgen *Gerhards* – Gert *Wagner* (2005): Naming Differences in Divided Germany. Research Notes 8. Deutsches Wirtschaftsinstitut Berlin
- Bernd *Kleinteich*, (1992): Die Vornamen in der DDR 1960-1990, Berlin

- Konrad *Kunze*, (2004): dtv-Atlas Namenkunde. Vor- und Familiennamen im deutschen Sprachgebiet, München
- Stanley *Lieberson* – Kelly *Mikelson* (1985): Distinctive African American names: An experimental, historical, and linguistic analysis of innovation, in: *American Sociological Review* 60, 1, 928-946
- Susanne *Oelkers* (2003): Naming Gender. Empirische Untersuchungen zur phonologischen Struktur von Vornamen im Deutschen, Frankfurt
- Susanne *Oelkers* (2004): Warum *Adam* und *Eva*? Vornamengebung und Geschlecht, in: Karin Eichhoff-Cyrus (ed.): *Adam, Eva und die Sprache. Beiträge zur Geschlechterforschung*, Thema Duden Bd. 5. Mannheim, 133-147
- Wilfried *Seibicke* (1982/2008): *Die Personennamen im Deutschen*, Berlin/New York
- Wilfried *Seibicke* (1977): *Vornamen*, Wiesbaden
- Wilfried *Seibicke* (1991): *Vornamen*, Frankfurt
- Wilfried *Seibicke* (1994): „Pränomen ist auch Omen“. Moden in der Vornamengebung in Ost und West, *Sprachreport* 1/94, 9-11
- Renata *Szczepaniak* (2007): Der phonologisch-typologische Wandel des Deutschen von einer Silben- zu einer Wortsprache, Berlin/New York
- www.beliebte-vornamen.de

Sonderdruck aus

Beiträge zur Namenforschung

Band 44 · Heft 1 · 2009

Neue Folge

Begründet von
RUDOLF SCHÜTZEICHEL

Herausgegeben von
ROLF BERGMANN
DAMARIS NÜBLING
ULRICH OBST
HEINRICH TIEFENBACH
JÜRGEN UNTERMANN

Redaktion
ROLF BERGMANN



Universitätsverlag
WINTER
Heidelberg
2009